

IBA FORUM STADTLAND



Dokumentation

IBA Forum STADTLAND

1. und 2. Oktober 2015

Weimar

IBA FORUM
STADTLAND

IBA FORUM STADTLAND ANLASS UND ZIELE	06
GRUSSWORT GABRIELE KAUTZ Referatsleiterin Baukultur, Städtebaulicher Denkmalschutz im Bundes- ministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit	07
GRUSSWORT PROF. OLAF LANGLOTZ Abteilungsleiter Städte- und Wohnungsbau, Staatlicher Hochbau im Thüringer Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft (vertretungsweise vorgetragen von Dr. Thomas Sauer, TMIL)	10
PROGRAMM	14
BILDDOKUMENTATION	16
STADTLAND – EINE ANNÄHERUNG	22
STADTLAND – THEMA, THESE, HALTUNG. Begriffsbestimmung STADTLAND und Zusammenfassung des Konferenztages	25
1 PERSPEKTIVEN. WAS IST STADTLAND?	30
Innen und Außen. Über raumgebundene Kommunikationen und ihre Folgen. Dr. Kenneth Anders	
Land der Athleten. Theo Deutinger	

INDEX

2	PHÄNOMENE. WAS PRÄGT STADTLAND?	46
	Der Körper im Dorf, das halbe Leben woanders. Verortung und Entortung in der digitalen Kultur. Prof. Dr. Gundolf S. Freyermuth	
	Zukunftsfähiges Handeln in STADTLAND. Dr. Stefan Carsten	
3	METHODEN. WIE GEHT STADTLAND?	64
	Neustart Schweiz – für mehr Lebensqualität bei weniger Ressourcenverbrauch. Thomas Gröbly	
	Taste of Heimat – regional essen. Valentin Thurn	
4	MACHER. WER IST STADTLAND?	74
	Stadt. Land. Selber machen. Prof. Julian Petrin	
	Transformation by design. Prof. Dr. Harald Welzer	
	REFERENTEN	89
	IMPRESSUM	96

IBA FORUM STADTLAND

ANLASS UND ZIELE

Wie organisiert sich gesellschaftliches Zusammenleben in Zeiten des demografischen Wandels und der Energiewende zwischen Stadt und Land? Was heißt das im Kontext einer neuen Ressourcenverantwortung und knapper öffentlicher Kassen? Ist ein aufeinander bezogenes Verständnis von Stadt und Dorf, Siedlung und Landschaft eine dafür nachhaltige Perspektive? Wer macht und verantwortet dann diese Stadt-Land-Beziehung? Dient gar das Beziehungsgeflecht STADTLAND als ein Modell für den gesellschaftlichen Fortschritt?

Am 1. und 2. Oktober 2015 fand zu diesen und weiteren Fragen das IBA Forum STADTLAND in Weimar statt. Das international besetzte Forum war eine Veranstaltung im Rahmen des Netzwerks IBA meets IBA und bildete den Abschluss des zweimonatigen IBA STADTLAND Sommers der Internationalen Bauausstellung Thüringen. In acht ausgewählten Schlüsselvorträgen wurden Perspektiven, Phänomene, Methoden und Macher einer STADTLAND These durch Vordenker aus den Bereichen der Philosophie, Ethik, Planung, Architektur, Medienwissenschaften, Soziologie und Geografie präsentiert und diskutiert. Das Forum erreichte mit rund 200 Teilnehmern einen breiten Interessentenkreis aus Verwaltungen, Praxis, Hochschulen und Zivilgesellschaft. Für die Projektakteure der IBA Thüringen diente der strategische und übergeordnete Diskurs des Forums als inhaltlicher Rahmen für das eigene, praktische Handeln vor Ort.

Unter dem Titel STADTLAND widmete sich das IBA Forum einem Thema, das die inhaltliche Grundlage der IBA Thüringen repräsentiert und darüber hinaus eine Relevanz für viele Regionen in Deutschland und darüber hinaus besitzt. Thüringen ist bis 2023 Modellraum einer Internationalen Bauausstellung (IBA) – dem experimentellsten nationalen Instrument für die Konzeption von alternativen, zukunftsfähigen Projekten in Stadt und Region. Thüringen ist geprägt von einer kleinteiligen und polyzentrischen Siedlungsstruktur – in 849 Gemeinden leben im Durchschnitt 2.540 Einwohner; mit 207.000 Einwohnern ist die Landeshauptstadt Erfurt die größte Stadt des Freistaats. Thüringen ist in seiner Beschreibung ein wahrhaftiges Stadtland¹. Bundesweit gelten 70% der Flächen laut laufender Raumbewertung des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) als ländlicher Raum², Thüringen repräsentiert diese Raumkategorie durch rund 90% seiner Flächen. Im Kontext demografischer Veränderungsprozesse, neuer Zuwanderung, der Energiewende und eines tiefgreifenden soziokulturellen Wandels stehen gerade diese Räume vor enormen Zukunftsaufgaben. Nur ein Ausdruck davon ist der schon heute existente Fachkräftemangel in vielen dieser Regionen. Als Reallabor übernimmt die IBA Thüringen in diesem Zusammenhang eine Katalysatorfunktion für die Zukunftsfähigkeit dieser flächenmäßig größten Raumkategorie. Der IBA Prozess und seine gebauten Ergebnisse eignen sich daher als Referenzrahmen für große Teile Deutschlands, Europas und letztendlich der Welt.

Mit dem IBA Forum sollte das Thema, die These und Fortschrittsidee STADTLAND untersucht und in seiner Argumentation und Relevanz geschärft werden. Die Veranstaltung diente dem fachlichen Diskurs und Austausch sowie der Netzwerkarbeit und Vermittlung des Instruments IBA. Eine Vielzahl der präsentierten Best-Practice-Beispiele diente darüber hinaus unmittelbar als Anregung einer veränderten Praxis für die Projektakteure der IBA Thüringen. Die Ergebnisse des Forums sollen 2016 u. a. in einer deutsch- und englischsprachigen Publikation STADTLAND veröffentlicht werden und auch international Verbreitung finden.

1 Barz-Malfatti, Hilde und Welch Guerra, Max (2007): Stadtland Thüringen – Wege des Städtebaus. Verlag der Bauhaus-Universität Weimar.

2 BBSR, Raumbewertung 2011: www.raumbewertung.de

GRUSSWORT GABRIELE KAUTZ

Referatsleiterin Baukultur, Städtebaulicher Denkmalschutz im
Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit



Liebe Frau Dr. Doehler-Behzadi,
sehr geehrter Herr Dr. Sauer,
liebe Gäste, Freunde und Initiatoren der IBA,

ich freue mich sehr, dass ich heute in der Bauhaus-Universität Weimar zu Gast sein kann. Herzlichen Dank für die Einladung zum IBA Forum STADTLAND, das von der IBA Thüringen im Kontext des Netzwerkes ‚IBA meets IBA‘ organisiert wird.

Ehrlich gesagt – und das spricht nicht gegen den heutigen Veranstaltungsort: Gewünscht hätte ich mir das IBA Forum STADTLAND a) zu einem anderen Zeitpunkt und b) an einem anderen Ort. Es war für alle ein großer Schock, als im April dieses Jahres das Industriedenkmal Viehauktionshalle abgebrannt ist. Dies ist ein enormer Verlust für die Stadt Weimar, die damit ein hochkarätiges Bauwerk der Ingenieurskunst und historisches Denkmal verloren hat. Dies ist vor allem aber ein herber Verlust für die ja doch noch recht junge IBA Thüringen, die das etablierte Kultur- und Kunstzentrum bewusst als ihren Nukleus ausgewählt hatte. Es verdient höchste Anerkennung, liebe Frau Doehler-Behzadi und liebes IBA Team Thüringen, wie Sie in kürzester Zeit diesen Verlust durch Improvisation, Umdenken, neue Ideen und Lösungen kompensiert haben. Darum: Danke, dass heute das IBA Forum STADTLAND als ein wichtiges Element von ‚IBA meets IBA‘ stattfinden kann.

Internationale Bauausstellungen – das sind mehr als 100 Jahre einflussreiche und innovative Instrumente der Architektur sowie der Infrastruk-

tur- und Stadtentwicklung. Seit 1901 haben sich 13 Städte und Regionen in Deutschland sowie Basel und die Region Parkstadt Limburg auf das Experimentierfeld IBA begeben. IBA – das ist mehr als eine Ausstellung. IBA – das ist ein Planungsinstrument für Städte und Regionen mit ausdrücklichem Gestaltungswillen. IBA stellen vorherrschende Routinen in Politik, Planung und Alltagshandeln auf den Prüfstand und wollen diese verändern. Wo eine IBA ist, da gibt es mutige Leute und Verantwortliche, die sich engagieren und die Fragen stellen zu konkreten Orten, Problemen und Herausforderungen. Bei einer IBA arbeiten Menschen an neuen Wegen und Lösungen, an die sich an anderen Orten vielleicht so schnell niemand herantraut.

Eine IBA ist ein Ausnahmezustand auf Zeit, ein Labor neben existierenden Planungsstrukturen, Freiraum, Experimentierfeld und Lernraum sowie eine Selbstverpflichtung zu hoher Qualität – in baukultureller, ökonomischer, ökologischer und sozialer Hinsicht.

IBA bedeutet Auseinandersetzung mit Wandel – dies zeigt sich bereits eindrucksvoll in den Schwerpunkten der IBA seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Ging es in den Anfängen vorwiegend darum, Neuerungen aus den Bereichen Bautechnik, Architektur und Wohnkultur zu präsentieren, entwickelten sich seit 1945 die Ausstellungsprogramme zu komplexen Instrumenten der Organisation von Stadtentwicklungs- und Umbauprozessen. Nachdem die Themen Wohnen und Wohnungsbau bei den IBA in Berlin in den 1950er und 1980er Jahren stark im Mittelpunkt gestanden hatten, widmete sich in den 1990er Jahren die IBA Emscher Park erstmals der Erneuerung einer ganzen Industrieregion. Und damit komme ich auch zum Schwerpunktthema der IBA Thüringen und zum Thema des heutigen IBA Forums STADTLAND.

Die Internationale Bauausstellung hat die Zukunft ganz Thüringens auf die Tagesordnung gesetzt. Mit der IBA Thüringen sollen – Frau Doehler-Behzadi hat es bereits eindrucksvoll beschrieben – das ganze Bundesland und gesamtgesellschaftliche Wandlungsprozesse, die derzeit Stadt- und Landentwicklung bestimmen, in den Blick genommen werden. Also nicht nur *eine* Stadt oder eine Region.

In all dem, was ich bisher von und über das Zukunftslabor IBA Thüringen erfahren durfte, liegt ein wichtiger Schwerpunkt auf der Ausarbeitung von kreativen Modellvorschlägen in Stadt und Land bezogen auf demografischen Wandel, Ressourcenschonung und Energieeffizienz sowie auf veränderte Stadt-Land-Beziehung. Wie schnell sich jedoch gesellschaftliche Fragestellungen und Herausforderungen ändern und neue Wege und Ideen gefragt sind, zeigt die derzeitige Sonder- wenn nicht gar Ausnahmesituation, in der sich Deutschland seit einigen Monaten durch den enormen Zuzug von Flüchtlingen befindet.

Mit Hochdruck wird derzeit von Bund, Ländern und Gemeinden daran gearbeitet, Verfahren zu beschleunigen und die menschenwürdige Erstunterbringung der Menschen zu gewährleisten. Die größte Herausforderung kommt aber sicherlich noch auf uns zu: die Menschen, die zu uns kommen und zum Großteil auch bei uns bleiben und hier ihre neue Heimat finden werden, mittel- und langfristig zu integrieren. Innerhalb kürzester Zeit muss ein Vielfaches an Wohnraum für bedürftige Menschen bereitgestellt werden – und das flächendeckend in ganz Deutschland. Wenn die Neubürger bezahlbar und gut untergebracht werden sollen, dann brauchen wir neue Konzepte und Lösungen. Denn darin sind sich wohl alle einig: Wir

dürfen nie wieder trostlose Ghettos am städtischen und gesellschaftlichen Rand errichten, in denen jede Integration zum Scheitern verurteilt ist. Wir brauchen anständigen Wohnraum in lebenswerten Quartieren. Orte, in denen man gerne wohnt, Plätze, auf denen man sich gerne trifft, Architektur, die Hoffnung und Lebensmut signalisiert. Wir brauchen auch hier Baukultur und das in der Stadt genauso wie im ländlichen Raum. IBA bedeutet Wandel – das hatten wir ja schon. Somit wird auch dieses wichtige gesellschaftliche Thema bei der jungen IBA Thüringen sicher noch eine große Rolle spielen.

IBA entstehen aus konkreten Herausforderungen, Anlässen und Orten. IBA werden gesteuert durch regionale und lokale Initiativen. Welche Rolle spielt denn dann der Bund bei und für die IBA? Der Bund hat ein hohes Interesse daran, die traditionsreiche Marke IBA als national und international bedeutsames Format der Stadt- und Regionalentwicklung zu sichern und daraus Erkenntnisse für nationale Stadtentwicklungs- und Baukulturpolitik zu gewinnen. Das Bundesbau- und -umweltministerium begleitet und unterstützt die IBA im Prozess der Qualitätssicherung kontinuierlich seit 2008 sowie verschiedene IBA Diskursformate finanziell – wie beispielsweise das IBA Forum heute hier in Weimar. Der Fokus des Bundes bei der Förderung der IBA legt besonderes Augenmerk auf drei Aspekte: Qualität sichern. Öffentlich machen. Netzwerke fördern.

Der Name IBA ist nicht geschützt, weder als Marke noch in seinen inhaltlichen Anforderungen. Um dem zu begegnen, hat die IBA Hamburg 2008 einen bundesweiten Qualitätsdiskurs über Voraussetzungen, Kriterien und inhaltliche Anforderungen angestoßen. Ziel war und ist die qualitätsvolle Absicherung der ‚Marke IBA‘. 2009 ist aus einem Abstimmungsprozess mit wichtigen IBA Akteuren aus Wissenschaft, Ländern, Praxis und Verwaltung das Memorandum ‚Die Zukunft internationaler Baustellungen‘ und der Aufbau des IBA Netzwerks ‚IBA meets IBA‘ entstanden. Diesen Prozess – Qualitätssicherung und Netzwerkbildung – unterstützen wir als Bund tatkräftig weiter. So werden wir das IBA Expertennetzwerk ‚Zukunft der IBA‘ einladen, um über notwendige Aktualisierungen des Memorandums sowie über Herausforderungen an die aktuellen IBA zu diskutieren.

Außerdem werden wir den Aufbau einer internetbasierten Plattform der IBA unterstützen, um die nationale wie internationale Wahrnehmbarkeit und Vernetzung voranzubringen. Die Verantwortlichen der aktuellen IBA Thüringen engagieren sich hier stark und das schätzen sowohl wir als auch die anderen IBA Partner sehr.

„Eine IBA verlangt Mut zum Risiko“ – so lautet die 10. Empfehlung des Memorandums zur Zukunft Internationaler Bauausstellungen. Mit Thema, Formaten und Projekten beweist die IBA Thüringen bereits in ihrer Anfangsphase diesen Mut. Wir sind sehr gespannt auf die weiteren Schritte im Zukunftslabor STADTLAND. Ich wünsche allen einen erkenntnisreichen Tag, interessante Gespräche und viele neue, wertvolle Kontakte.

GRUSSWORT PROF. OLAF LANGLOTZ

Abteilungsleiter Städte- und Wohnungsbau, Staatlicher Hochbau
im Thüringer Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft
(vertretungsweise vorgetragen von Dr. Thomas Sauer, TMIL)



Liebe Frau Dr. Doehler-Behzadi,
werte Gäste,
meine Damen und Herren,

unser Freistaat lebt von seinen besonderen Strukturen.

Wenige Großstädte, dafür umso mehr kleine Gemeinden und mittelgroße Städte prägen unsere Siedlungsstruktur in Thüringen. Die kleineren und mittleren Städte legen sich wie ein dichtes Netz über unser Land. Umgeben sind sie von ländlichem Raum. Selbst die größten Städte im Land liegen nicht in Ballungszentren, sondern sind von ländlichen Räumen umgeben.

Auch wenn die Zahl der Gemeinden in den vergangenen 15 Jahren um rund 165 gesunken ist, ändern diese Zusammenschlüsse in der Verwaltungsstruktur nichts an den siedlungsstrukturellen Gegebenheiten des Landes. Über 750.000 Menschen leben in Thüringen in Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern, davon fast 100.000 in Dörfern mit weniger als 500 Einwohnern. Dagegen wohnen nicht einmal 500.000 Personen in Thüringen in Städten mit mehr als 50.000 Einwohnern.

Deshalb wählte die IBA als ein zentrales Themengebiet das ‚STADTLAND‘. Städte und ländlicher Raum sollen sich hier bei uns gemeinsam für die Zukunft weiterentwickeln.

So besteht die Chance, beispielgebend für andere Regionen in Europa zu werden.

Dazu bedarf es neuer, außergewöhnlicher Ideen und zukunftsweisender Modelle für das ‚StadtLand‘ Thüringen.

Das Land hat daher im Jahr 2011 die Initiative der Architekten- und Ingenieurkammer Thüringens sehr gern aufgenommen und hat die rechtlichen und finanziellen Voraussetzungen für die Durchführung einer IBA in Thüringen geschaffen. Die IBA wurde beauftragt, zukunftsfähige Lösungsansätze zu den Herausforderungen des demografischen und energetischen Wandels zu bündeln und eigenständig modellhaft weiter zu entwickeln.

Das Thüringer Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft (TMIL) erwartet von der IBA nunmehr auch aktive und sichtbare Beiträge zur Lösung dieser drängenden Zukunftsfragen auch auf den Gebieten von Architektur und Städtebau. Parallel dazu tut die Politik weiterhin das ihrige, um die richtigen Rahmenbedingungen für diese Zukunftsentwicklung zu schaffen. Das schlägt sich zum Beispiel im Landesentwicklungsprogramm 2025 (LEP) nieder, wo den Zentralen Orten Thüringens eine besondere Funktion zugeordnet wird. Die demografische Entwicklung ist dabei eine der entscheidenden Determinanten, an der wir nicht vorbeikommen.

Nach den Ergebnissen der aktuellen Bevölkerungsvorausberechnung werden im Jahr 2035 nur noch 1,87 Mio. Menschen in Thüringen leben, etwa 280.000 weniger als heute. Dabei verläuft die Entwicklung der Bevölkerungszahlen in den einzelnen kreisfreien Städten und Landkreisen Thüringens sehr unterschiedlich. Nur die kreisfreien Städte Erfurt, Jena und Eisenach werden von 2014 bis 2035 einen Bevölkerungszuwachs verzeichnen können. Alle anderen kreisfreien Städte und alle Landkreise werden hingegen Einwohner verlieren.

Besonders auf dem Land wird sich der Bevölkerungsrückgang stark bemerkbar machen.

Angesichts dieser Entwicklung ist es Ziel der Politik, dass Verwaltungs- und Versorgungsinfrastrukturen in allen Regionen erhalten bleiben und leicht erreichbar sind.

Insofern ist das dichte Netz an Städten und zentralen Orten ein Vorteil für Thüringen, den wir uns zunutze machen müssen.

Deshalb haben die Städte in Thüringen eine besondere Bedeutung für ihr Umland.

Sie sind Ankerpunkte und Impulsgeber für ihre Region und werden daher auch besonders gefördert. So hat der Freistaat beispielsweise seine Unterstützung der nachhaltigen Stadtentwicklung mit europäischen Fördermitteln konsequent auf die zentralen Orte ausgerichtet. 232 Mio. Euro werden in diesem Rahmen bis 2020 für kommunale Projekte in diesen Thüringer Städten und Gemeinde zur Verfügung stehen.

Dabei ist es gerade nicht das Ziel, auch die Bevölkerung in den Städten zu konzentrieren, sondern lediglich die notwendigen Infrastrukturen für die

Bevölkerung aus dem Umland. Stadt und Land sind aufeinander bezogen, das gilt angesichts der Siedlungsstrukturen in Thüringen hier bei uns in noch stärkerem Maße als in anderen Regionen.

Diese Beziehung neu zu beleuchten, mit anderen, frischen Blickwinkeln zu betrachten und mit zukunftsweisenden Ideen zu inspirieren, dazu will das IBA Forum STADTLAND einen Beitrag leisten.

Ich wünsche dem Forum einen guten, ertragreichen Verlauf und hoffe, dass die Ergebnisse dazu beitragen können, die Zukunft unseres ‚STADTLANDS‘ Thüringen weiter gut zu gestalten.



PROGRAMM

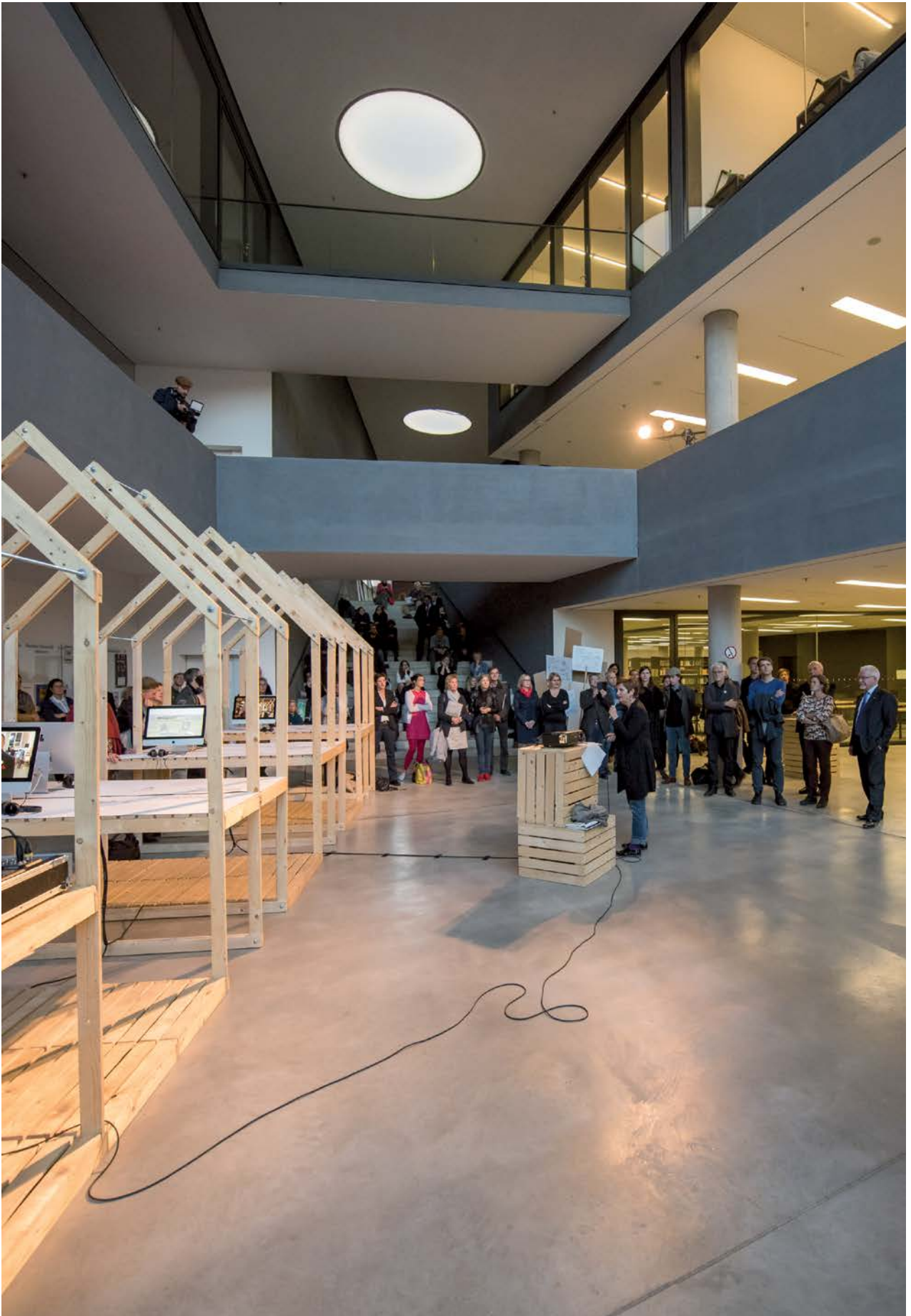
DONNERSTAG, 1. OKTOBER 2015 **COMING TOGETHER UND ERÖFFNUNG POP-UP** **AUSSTELLUNG ‚STADTLAND THÜRINGEN‘**

- 18:00 Uhr** **GRUSSWORT**
Prof. Dr. Karl Beucke
Rektor der Bauhaus-Universität Weimar
- 18.30 Uhr** **STADTLAND SOMMER. STADTLAND IBA.**
EINE REPORTAGE AUS THÜRINGEN.
Dr. Marta Doehler-Behzadi
Geschäftsführerin IBA Thüringen
- ERÖFFNUNG POP-UP AUSSTELLUNG**
‚STADTLAND THÜRINGEN‘
anschließend Empfang und Gelegenheit
zur Ausstellungsbesichtigung
- 22:00 Uhr** **ENDE DER VERANSTALTUNG**

FREITAG, 2. OKTOBER 2015 **KONFERENZTAG**

- MODERATION UND KOMMENTAR**
Christian Holl, freier Architekturkritiker und Publizist,
frei04 publizistik, Stuttgart (D)
- 9:30 Uhr** **BEGRÜSSUNG**
Dr. Marta Doehler-Behzadi
Geschäftsführerin IBA Thüringen
- 9:40 Uhr** Gabriele Kautz
Referatsleiterin Baukultur, Städtebaulicher Denkmalschutz im
Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicher-
heit
- 9:50 Uhr** Prof. Olaf Langlotz (vertreten durch Dr. Thomas Sauer)
Abteilungsleiter Städte- und Wohnungsbau, Staatlicher Hochbau im
Thüringer Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft

- 10:00 Uhr**
- PERSPEKTIVEN – WAS IST STADTLAND?**
Die Stadt ist kein Innen, das Land ist kein Außen.
Über landschaftliche Perspektiven und ihre Folgen.
Dr. Kenneth Anders, Kulturwissenschaftler, Soziologe, Philosoph,
Büro für Landschaftskommunikation, Bad Freienwalde (D)
- 10:30 Uhr**
- Land der Athleten.**
Theo Deutinger, Architekt und Designer,
TD, Flachau und Amsterdam (A/NL)
- Rückfragen, Diskussion**
- 11:30 Uhr**
- PHÄNOMENE – WAS PRÄGT STADTLAND?**
Der Körper im Dorf, das halbe Leben woanders.
Verortung und Entortung in der digitalen Kultur.
Prof. Dr. Gundolf S. Freyermuth, Medienwissenschaftler,
Cologne Game Lab der TH Köln (D)
- 12:00 Uhr**
- Zukunftsfähiges Handeln in STADTLAND.**
Dr. Stefan Carsten, Zukunftsforscher und Stadtgeograf,
raumtaktik, Berlin (D)
- Rückfragen, Diskussion**
- 13:45 Uhr**
- METHODEN – WIE GEHT STADTLAND?**
Neustart Schweiz – für mehr Lebensqualität bei weniger Ressourcenverbrauch.
Thomas Gröbly, Ethiker,
Vorstand Neustart Schweiz, Zürich (CH)
- 14:15 Uhr**
- Taste of Heimat – regional essen.**
Valentin Thurn, Filmemacher,
Initiator und Vorstand Taste of Heimat e.V., Köln (D)
- Rückfragen, Diskussion**
- 15:15 Uhr**
- MACHER – WER IST STADTLAND?**
Stadt. Land. Selber machen.
Julian Petrin, Urbanist,
urbanista, Hamburg (D)
- 15:45 Uhr**
- Transformationsdesigner.**
Prof. Dr. Harald Welzer, Soziologe,
FUTURZWEI – Stiftung Zukunftsfähigkeit, Potsdam (D)
- Rückfragen, Diskussion**
- 16:30 Uhr**
- Lessons learned: STADTLAND Thüringen**
Dr. Marta Doehler-Behzadi
Geschäftsführerin IBA Thüringen



STADTLAND Sommer. STADTLAND IBA. Eine Reportage aus Thüringen: Die Geschäftsführerin der IBA Thüringen, Dr. Marta Doehler-Behzadi, eröffnete am Abend des 01. Oktober das IBA Forum STADTLAND im Foyer der Bauhaus-Universitätsbibliothek.



Rückblick auf den Sommer: In der parallel zum IBA Forum gezeigten Ausstellung ‚STADTLAND Thüringen‘ wurde der zweimonatige STADTLAND Sommer der IBA Thüringen in Filmbeiträgen, Illustrationen und Bildergalerie vorgestellt.



Erwartungsvoller Beginn: Die IBA Thüringen begrüßte 100 Gäste beim Abendempfang.



Angeregte Diskussionen am Abend: Prof. Olaf Langlotz (TMIL), stellvertretender Vorsitzender des IBA Aufsichtsrats, im Gespräch.



Langjähriger IBA Partner: Dr. Marta Doehler-Behzadi bedankte sich beim Vorsitzenden des IBA Fachbeirats und Rektor der Bauhaus-Universität Weimar, Prof. Dr. Karl Beucke, für die Begrüßung der Forum Gäste.



Konzentrierte Atmosphäre: Dem Abendempfang folgte ein intensiver Konferenztag mit rund 200 Teilnehmern.



Breiter Teilnehmerkreis: Neben Vertretern aus Kommunen, Hochschulen, Fachinstitutionen waren viele IBA Projektakteure und das internationale IBA Netzwerk vertreten.



Souveräne Moderation: Christian Holl, freio4 publizistik, führte durch den Konferenztag.

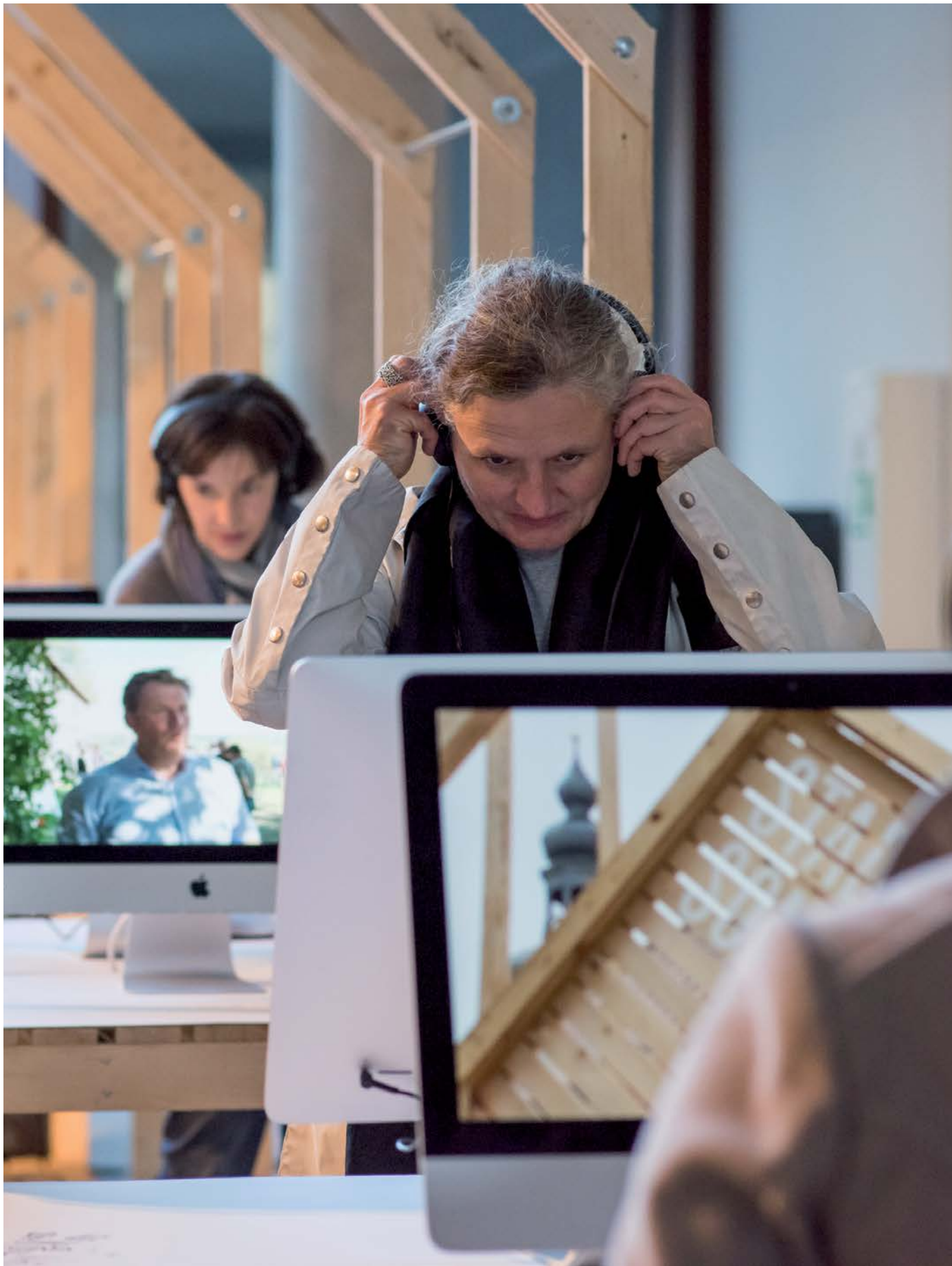


Oderbruch trifft Neustart Schweiz: Dr. Kenneth Anders und Thomas Gröbly im Gespräch.



Ideenwald aus Thüringen: Während des STADTLAND Sommers wurden Live-Illustrationen zu den Gesprächsthemen angefertigt und in der Ausstellung ‚STADTLAND Thüringen‘ parallel zum IBA Forum präsentiert.

STADTLAND – EINE ANNÄHERUNG



STADTLAND – THEMA, THESE, HALTUNG

Begriffsbestimmung STADTLAND und Zusammenfassung des Konferenztages

Wer vom Land spricht, hat bestimmte Bilder im Kopf, wer von der Stadt spricht ebenso. Für das STADTLAND als gesellschaftliches und räumliches Konzept fehlen diese Bilder noch. Als Begriff hingegen dient es dazu, den Handlungsraum der IBA Thüringen und die dortige Lebensrealität zutreffend zu beschreiben. Thüringen in seiner Gebiets- und Landschaftskulisse ist geprägt durch einen Alltag, der zu knapp 50% in Gemeinden mit weniger als 10.000 Einwohnern stattfindet. Dies sind 816 Gemeinden; 33 Gemeinden sind größer als 10.000 Einwohner. Die Dichte und Anzahl der kleinen und mittleren Gemeinden ist für das Flächenland Thüringen charakteristisch; selbst die Landeshauptstadt ist eine recht kleine Großstadt. Eine infrastrukturell und, von der Bevölkerungsdichte her, auszumachende Mitte wird durch die Thüringer Städtekette gebildet, keine Metropolregion. Es gibt eine liebevolle Landschaft ohne Extreme. Das ist eine Beschreibung – keine Bewertung.

STADTLAND war zunächst eine These für den IBA Prozess und wird zunehmend zur Aufgabe, an der die IBA Thüringen in den kommenden Jahren programmatisch und projektbezogen arbeiten wird. STADTLAND ist mehr als eine physische Erscheinung der Verteilung kleinteiliger Siedlungsstrukturen im Raum. Wir fragen uns, ob die Herausforderungen an eine nachhaltig, sozial-ökonomisch und inklusive Gesellschaft mit einer neu verstandenen Beziehung zur eigenen Region, zu Fläche und Landschaft sowie Umwelt beantwortet werden müssen. Und fragen damit auch, ob für den kleinteilig besiedelten, eher dezentral definierten Raum im Zeitalter der Ortsunabhängigkeit und digitalen Vernetzung ein vollkommen neues Rollenverständnis möglich wird. Regionale Beziehungen, das Geflecht aus Stadt und Land(schaft) gestatten als thematische Klammer in den IBA Prozessen allgegenwärtige demografische Trends und Zentralisierungstendenzen zu hinterfragen und damit auch einen mentalen Wandel anzustoßen. Regionalität ist in diesem Fall ein Versuchsaufbau aus alternativen politischen, räumlichen, sozial-kulturellen und ökonomischen Eigenschaften, in die Modelle und Projektprozesse der IBA bis zum Jahr 2023 verankert und regional verflochten werden.

Zuletzt ist STADTLAND auch eine Haltung, eine gesellschaftliche Fortschritts-idee. Gemeint ist ein neuer ‚gesellschaftlicher Stoffwechsel‘ (Dr. Kenneth Anders), der weitestgehend regional organisiert ist und eine Form von Nachhaltigkeit und Aufwandsvermeidung gestattet, mit der ggf. eine enkeltaugliche Gesellschaft beschrieben werden kann. Diese Lesart legt reduktive Strategien, Ressourcenvermeidung, individuelle Spielräume und Aneignungsmöglichkeiten nahe. Das Vorhandene wiegt mehr als das Neue, kritisches Aussortieren und sorgsames Ergänzen inklusive. Dieses Prinzip verfolgt eine veränderte Beziehung von Mensch zur Natur, von Siedlung zu und in der Landschaft sowie von der Gesellschaft zu ihren Ressourcen. Arbeitsweise und Projektprozesse der IBA Thüringen entsprechen in ihrer Vielfalt an Funktionen, Räumen und Akteurskonstellationen diesem komplexen, räumlichen Versuchsaufbau STADTLAND.

Wie komplex dieser Versuchsaufbau räumlich und inhaltlich ist, verdeutlichen die Vorträge des IBA Forums am 1. und 2. Oktober 2015. Der Raum, den wir hier STADTLAND nennen, ist geprägt von einer Vielzahl ursprünglich ländlicher oder ursprünglich städtischer Nutzungen und überlagert von übergreifenden Entwicklungen wie Ressourcenknappheit, Globalisierung und Digitalisierung. Mit der Energiewende kommt etwa vielen ursprünglich ländlichen Räumen neben der Funktion als Nahrungsmittelproduzent auch die der Energieerzeugung zu. Der Onlinehandel, der die materielle Vielfalt der ganzen Welt bis zur Haustür bringt, benötigt für seine Logistik große Flächen mit Autobahnanschluss. Dem gegenüber steht eine verbreitete Sehnsucht nach dem guten Leben, die durch die Medien mit Bildern einer real kaum noch existierenden ländlichen Idylle begleitet wird. Hinter diesem Trend stehen ein ‚Boom des Gemeinschaftlichen‘ und ein ‚Metatrend‘ hin bzw. zurück zum Selbermachen (Julian Petrin). Dabei sind Selbermachen, Teilen und voneinander Lernen heute eher in Städten oder im digitalen Raum anzutreffen, waren jedoch ursprünglich Praktiken einer dörflichen Lebensweise. Aus den Städten kennen wir sie: Baugruppen, Co-Working-Spaces, Sharing-Economy oder Crowdfunding. Wo Stadt und Land sich auch räumlich überlagern, sollten sie also umso naheliegender sein. Gegenläufig zur derzeitigen Landflucht kann dieser ‚Eskapismus‘ durchaus zu einer neuen Stadtflucht werden. Dann werden Aussteiger und Touristen einen Ausgleich zu den voller werdenden Metropolen suchen oder sich Bewohner der Großstädte, die sich diese schlichtweg nicht mehr leisten können, andere Orte zum Leben suchen. Die Folge sind zugleich urbane, suburbane und ländliche Strukturen und Funktionen, eine vielschichtige Bevölkerungs- und Berufsstruktur sowie Pendlerströme in verschiedenen Richtungen. Die entstehenden Widersprüche z. B. zwischen großräumlicher Produktion und Infrastruktur einerseits und traditionellen kleinteiligen Ortsbildern und der privaten Idylle andererseits muss die IBA sichtbar machen.

Im STADTLAND müssen vielfältige Dimensionen und Realitäten miteinander vereinbart und in Vorteile und Mehrwerte für den realen Raum verwandelt werden – gerade heute, da dieser gegenüber individuell gestalteten ‚Telephären‘ (Prof. Dr. Gundolf S. Freyermuth) bestehen muss. Diese virtuellen Räume tragen dazu bei, dass Wohnen und Arbeiten nicht mehr zwangsläufig bestimmten Orten zugeordnet sind und ein Kreis ausgewählter, irgendwo auf der Welt wohnender Personen, in eine gefühlte Nähe rückt. Der räumliche Nachbar wird dagegen immer unwichtiger. Unabhängig von räumlich dichten Zentren kann dank Smartphone und Breitbandinternet jeder Einzelne vom bloßen Empfänger von Nachrichten, wie im Zeitalter von Glockenturm, Radio und Fernseher, zum Sender werden. Die Folge ist

ein ‚atomisierter Raum‘ (Theo Deutinger) aus gleichberechtigten Zellen, in dem je nach Interessenslage miteinander kommuniziert wird. Dass das Siedlungsbild Thüringens als Netz mit einigen Knoten wie eine Entsprechung dieses Raums erscheint, kann ein Ansatzpunkt dafür sein, die IBA in dieser ‚glokalen‘, also zugleich globalen wie lokalen, Welt zu erden. Vor dem Hintergrund dieses STADTLANDs im Großen muss die IBA im Kleinen wieder für den realen Raum und die gebaute Umgebung faszinieren, Lust auf Veränderungen ausstrahlen und sich dabei die gewandelten Kommunikationsgewohnheiten zu Nutze machen. Zu Gute kommt dem einerseits, dass das Interesse an der Beteiligung an Gestaltungsprozessen im eigenen Lebensumfeld steigt, und andererseits, dass sich durch die Digitalisierung Berufsmonopole demokratisieren: Jeder kann heute zum Hotelier oder Taxifahrer werden oder mit dem 3D-Drucker Gegenstände herstellen. Genauso wird auch das Raummachen eine Kulturtechnik für jedermann werden. Zumindest dann, wenn es gelingt, ein Bewusstsein für Raumerfahrungen zu schaffen.

Dabei ist über den Raum zu sprechen schon der erste Gestaltungsschritt (Dr. Kenneth Anders). Solche Kommunikation ist in der Stadt zunächst einfacher als auf dem Land, weil der unbefangene öffentliche Diskurs als Erfindung städtischer Salons und Kaffeehäuser eine weitgehende Anonymität der Redner gestattet – eine wichtige Grundlage der Demokratie und des öffentlichen städtischen Lebens. Auf dem Land hingegen hat eine Einzelmeinung mehr Gewicht. Eine Aufgabe der IBA, die zwischen Stadt und Land agiert und damit Anteile beider Lebens- und Kommunikationsweisen vereint, wird es zunächst sein, das Gespräch über den Raum zu ermöglichen. Dabei kann sie das beschriebene Manko durchaus in Vorteile umwandeln: Dass jedes Einzelinteresse leicht zuzuordnen ist, erleichtert auch die direkte Ansprache der Akteure vor Ort und die Beteiligung von Nutzern. Wenn dann eine überzeugende Selbstbeschreibung gelingt, können für das STADTLAND als Ganzes Leitbilder und Identitäten und für seine Bewohner Zugehörigkeit und Verantwortung und daraus der Wunsch nach Aneignung entstehen.

Eine solche Aneignung kann durch unterschiedliche gesellschaftliche Praktiken und Aktivitäten begünstigt und schließlich verstetigt werden, etwa durch regelmäßige Wiederholung einer Handlung (z. B. ähnlich wie kirchliche Prozessionen, monatliche inoffizielle Fahrraddemonstrationen, die ‚Critical Mass‘ in diversen deutschen Städten) oder einfach Beharrlichkeit (z. B. der erfolgreiche Widerstand gegen den Abriss des Hamburger Gängeviertels). Warum nicht also in Thüringen leer stehende Immobilien ‚besetzen‘ oder mit einer ‚Critical Mass‘ darauf aufmerksam machen, dass ländliche und suburbane Räume vielleicht fahrradunfreundlicher sind als die Großstadt? Oder aber mit temporären Aktionen im öffentlichen Raum einfach den eigenen Ort, den viele Bewohner gar nicht mehr genau kennen, neu erkunden und erlebbar machen. Solche Impulse entstehen oft durch starke Persönlichkeiten und deren Ideen (Julian Petrin). Der ‚produktive Störer‘ (etwa der Künstler Ton Matton im mecklenburgischen Wittenburg) hinterfragt Konventionen und interpretiert den baulichen Bestand neu. Der ‚gute Fürst‘ (etwa der Unternehmer Hans Georg Näder im niedersächsischen Duderstadt) hat die Vision, seinen Ort zu etwas Besonderem zu machen und im Idealfall auch die nötigen Mittel dazu. In Thüringen mit seiner Historie von vielen kleinen Großherzog-, Herzog- und Fürstentümern sollten zumindest einige sprichwörtliche Fürsten zu finden sein, seien es Bürgermeister oder Unternehmer. Eine Aufgabe der IBA sollte es sein, Einzelpersonen und Gruppen mit Ideen für den Raum zu finden und zu stärken, schlag-

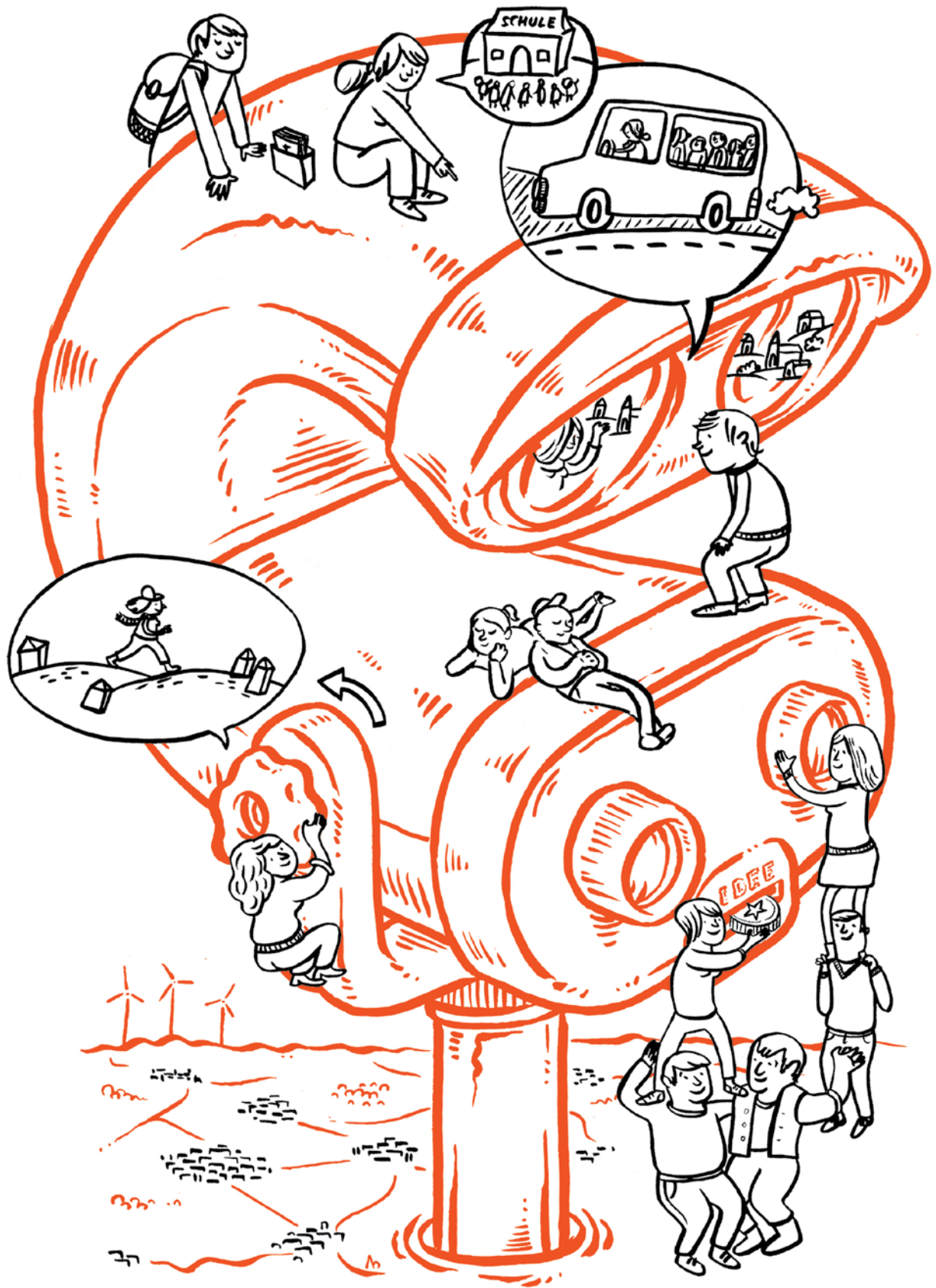
kräftige Kollektive zu schaffen oder selbst zum ‚guten Fürsten‘ oder ‚produktiven Störer‘ zu werden.

Um nicht im Maßstab einzelner Happenings zu verbleiben, muss aber das übergreifende Ziel sein, ein zukünftiges STADTLAND zu einem ökologisch, ökonomisch, sozial und funktional logischen Raum mit einem entsprechenden ‚gesellschaftlichen Stoffwechsel‘ (Dr. Kenneth Anders) zu machen. Auf dem Weg dorthin kann man sich an drei Paradigmen orientieren (Dr. Stephan Carsten): Eine Konzentration auf erneuerbare Energien, eine Dezentralisierung der Produktion und alternative Wohlstandsmodelle, die unabhängig von Wirtschaftswachstum die Lebensqualität steigern. Alternative Formen des Zusammenlebens und Arbeitens, auch das bedingungslose Grundeinkommen, könnte die IBA im zentrumslosen ‚demokratischen‘ Siedlungsnetz Thüringens womöglich sogar besser erproben als vor großstädtischem Hintergrund. Dabei werden auch neue Modelle für die Integration von Flüchtlingen notwendig sein. Die aktuelle Zuwanderung rechtfertigt den Ausnahmezustand einer IBA und verkehrt die bislang vorherrschende Schrumpfungsdebatte ins Gegenteil. Für ein noch genau zu definierendes STADTLAND ist das eine echte Zukunftsperspektive. Der in Thüringen vorhandene Leerstand verschiedenartiger Gebäude bietet dabei die notwendigen Räume für Experimente. Nichts wird weggenommen, sondern der Raum mit neuen Ideen und Nutzungen wieder aufgefüllt.

Neue gemeinschaftliche Lebenskonzepte können zum Beispiel das Ziel haben, mit vorhandenen Ressourcen auszukommen (Projekt ‚Neustart Schweiz‘), einen Ausgleich von Bedürfnissen, Fähigkeiten und Interessen aber auch von Flächen und Nutzungen zu schaffen (Thomas Gröbly). So kann sich eine Gruppe von etwa 500 Personen (was auch auf viele Thüringer Dörfer zutrifft) durch die Mehrfachnutzung von Räumen oder geteilte Angebote, etwa ein Schwimmbad oder ein Kino, mehr ‚Luxus‘ leisten als der Einzelne. Durch direkte Verträge mit landwirtschaftlichen Betrieben werden Bezüge wieder sichtbar gemacht und Abhängigkeiten von Dritten umgangen. Das Projekt Kalkbreite in Zürich, in dem Ansätze dieses Konzepts bereits realisiert wurden, erscheint mit seinem eher dörflichen Gemeinschaftscharakter in urbaner Gestalt und urbanem Umfeld wie ein STADTLAND im Kleinen. Ohne an ein umfassendes Lebenskonzept geknüpft zu sein, können regionale Zusammenhänge auch durch einen bewussteren Konsum verdeutlicht werden (Valentin Thurn, Projekt ‚Taste of Heimat‘). Da mit dem Siegeszug des Urban Gardening bereits bewiesen ist, dass Nahrungsmittelproduktion nicht an eine großflächige Felderwirtschaft gebunden ist, kann über die Landwirtschaft und den für sie elementaren Jahreszeitenwechsel ganz nebenbei das für die Aneignung von Räumen so wichtige Prinzip der Wiederholung in das Bewusstsein zurückkehren.

Eine Rückkehr zu bewährten Methoden kann generell eine Grundmaxime zukünftigen Handelns sein. Um lebensfähig zu bleiben, muss gelernt werden, wie materieller Verzicht mit einer Beibehaltung von Standards vereinbart werden kann und wie neue Qualitäten erschlossen werden. Dabei muss keinesfalls immer etwas ‚innovatives‘ Neues erfunden, sondern vielmehr überlegt werden, worauf verzichtet werden kann, welche Elemente (auch bauliche) aus der Welt entfernt werden können und wo sogar Wandel verhindert werden muss. Mit einer ‚Archäologie besserer Praktiken‘ (Prof. Dr. Harald Welzer) können bewahrenswerte Errungenschaften hervorgeholt und gesichert werden: Leihbibliotheken, öffentliche Schwimmbäder, genossenschaftliches Wohnen, unsere Gesundheits-

Bildungs- und Sozialsysteme beruhen bereits auf dem Prinzip des Teilens. Die Gartenstädte der 1920er Jahre haben stadtnahes Leben bereits mit Selbstversorgung und Gemeinschaftsgefühl vereint. Damit nicht weiterhin nachhaltige Prozesse und Lebensweisen durch nicht nachhaltige ersetzt werden, muss eine Repolitisierung des Planens und Gestaltens einsetzen. Das gerade populäre Selbermachen darf nicht zum Sich-Selbst-Überlassen-Sein führen. Die Politik muss die entsprechenden Infrastrukturen und Voraussetzungen schaffen – für die IBA Thüringen eine Gelegenheit, ihre Rolle als politisches Instrument ernst zu nehmen.



1 PERSPEKTIVEN. WAS IST STADTLAND?

Um Perspektiven für das STADTLAND zu schaffen, muss das Gespräch über den Raum der erste Gestaltungsschritt sein. Nur durch das permanente Reden über sich selbst, wie es das Stadtmarketing tut, gelingt eine überzeugende Selbstbeschreibung. Im besten Fall entstehen Zugehörigkeit, Verantwortung und Identität – und daraus der Wunsch nach Aneignung. Aneignung wiederum wird durch immer wiederkehrende Handlungen, idealerweise Bewegungen im Raum, und Ausdauer begünstigt. Dabei können Praktiken helfen, die ursprünglich vom Land kommen, aber derzeit hauptsächlich in Städten oder digital stattfinden: Selbermachen, Teilen, voneinander Lernen. Warum nicht also in Thüringen ungenutzte Häuser ‚besetzen‘ oder mit Hilfe von temporären Aktionen den Blick auf das Lebensumfeld verändern? Am Ende dieser Experimente stehen vielleicht ganz neue Modelle des Arbeitens und Zusammenlebens, die wir schon bald brauchen werden, denn aus Abwanderung wird Zuwanderung, aus Schrumpfung wird Wachstum. Die vielen leer stehenden unterschiedlichen Gebäude in Thüringen bieten Raum für neue Ideen und Interpretationen.

INNEN UND AUSSEN. ÜBER RAUMGEBUNDENE KOMMUNIKATIONEN UND IHRE FOLGEN.

Dr. Kenneth Anders
Kulturwissenschaftler, Soziologe, Philosoph

In diesem Beitrag vertrete ich die These, dass es vor allem Kommunikationsprozesse sind, die die Entwicklung unserer Räume bestimmen. Die vom demografischen Wandel gestressten Regionen hätten demnach kein Standort-, sondern ein Kommunikationsproblem.

Diese Sichtweise mag zunächst ungewöhnlich klingen, sie verliert allerdings an Brisanz, wenn wir uns klarmachen, dass auch das Geld ein Kommunikationsmittel ist (eines, mit dem wir unsere Tauschbeziehungen organisieren) – oder das Recht, mit dem wir effektiv die Spielräume menschlichen Handelns definieren. Es geht also bei der Kommunikation beileibe nicht nur um freie Rede und öffentliche Meinungsbildungsprozesse. Dennoch sollen diese hier im Mittelpunkt stehen, weil ich davon ausgehe, dass es die Aufgabe von Diskursen in einer Demokratie ist, die Kommunikationen der gesellschaftlichen Teilsysteme zu steuern. Wirtschaft, Planung, Recht, Politik und Wissenschaft, ja auch die Kunst können sich zwar auf eine Eigenlogik berufen, sich aber nicht gänzlich auf diese zurückziehen. Das Gemeinwesen soll diese Felder intentional ausrichten. Damit es dazu in der Lage ist, muss es allerdings gescheit kommunizieren – also qualifizierte Diskurse entwickeln, die uns dazu befähigen, unsere Angelegenheiten vernünftig zu gestalten.

In Bezug auf die Raum-, Regional- und Landschaftsentwicklung lassen diese Diskurse in erheblichem Maße zu wünschen übrig, vor allem, was die Wahrnehmung und Verarbeitung landschaftlicher Vielfalt und Komplexität angeht. Das zeigt sich schon bei der unbefriedigenden Terminologie, derer wir uns hier bedienen. Wir sprechen von ‚ländlichen Räumen‘ und stellen sie den großen Ballungsräumen gegenüber, die wir gern als Metropolen bezeichnen. Somit fällt – gerade in Deutschland – die große Menge an kleinen und mittelgroßen Städten aus dem diskursiven Raster. Eine typische Siedlungsform unserer Gesellschaft erhält also keine angemessene Beachtung in der Debatte um die Raumentwicklung, ganz zu schweigen davon, welche Vielfalt an Siedlungsformen leichtfertig unter dem Begriff ‚Dorf‘ subsummiert wird.



Wie nennen wir Räume, die von der Dynamik der Ballungsräume abgekoppelt sind? Strukturschwach, peripher, entleert? Ich will sie – in Ermangelung von Alternativen – in diesem Beitrag ‚provinzielle Räume‘ nennen. Der einst ganz sachlich für Verwaltungseinheiten gebrauchte und inzwischen vielfach negativ besetzte Begriff ‚Provinz‘ kann nämlich gut für Gegenden stehen, in denen Dörfer und Kleinstädte zu finden sind. Im Übrigen hat er für mich persönlich, vor allem durch meine Mitarbeit beim Eberswalder Filmfest Provinziale, eine zunehmend positive Konnotation angenommen. Hat man sich nämlich einmal von der fixen universalgeschichtlichen Idee gelöst, die Provinz sei in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und befinde sich mit roter Laterne in einem ewigen kulturellen Aufholprozess, öffnet sich der Blick für die individuellen Gestaltungsspielräume der Provinz. Und die sind, allen anderslautenden Meinungen zum Trotz, hoch. Denn es kommt hier sehr auf die einzelnen Menschen und ihr Handeln an.

Der gesellschaftliche Diskurs über die Raumentwicklung war in den letzten Jahren vor allem vom Thema des demografischen Wandels bestimmt. Er präsentiert uns Menschen, die ihre Orte verlassen und in die Ballungsräume gehen, weil sie dort eine größere Dichte an Arbeits-, Karriere-, Bildungs-, Konsum- und Kulturangeboten vorfinden und erklärt diese Bewegung eben damit, dass es die Leute dort besser haben. Nun will niemand bestreiten, dass wir in den Ballungsräumen stärkere Angebotskonzentrationen antreffen (und dass diese wiederum Menschen anziehen können). Aber die Schlussfolgerung, dass dies auch einer objektiven Bestimmung der Lebensqualität in diesen Räumen entspricht, ist ebenso falsch wie die Annahme, dass ein entsprechendes Gefälle unter den Bedingungen von Freizügigkeit automatisch Wanderungsbewegungen auslöst. Wäre dies der Fall, müssten mehr oder weniger alle Menschen auf der Welt ständig unterwegs sein – dahin, wo es ‚besser ist‘. Die Absurdität einer solchen Vorstellung zeigt schnell, dass das ‚Besser‘ kein unproblematisches Kriterium ist. In Anbetracht der einfachen Gleichung, die der demografische Diskurs aufmacht, ist nicht begründbar, warum es nach wie vor sehr viele

sesshafte Menschen gibt – auch dort, wo man nur wenige Arbeitsplätze nach unseren Maßstäben und sehr einfache Lebensbedingungen findet, ja, warum sich Menschen in vielen Teilen der Welt nur unter Schmerzen von ihren Räumen lösen – vor allem durch die Vertreibungen von Krieg, Bergbau und Energieproduktion.

Außerdem wird ausgeblendet, dass ein politischer Paradigmenwechsel im Umgang mit der Provinz zu den wesentlichen Faktoren der demografischen Bewegungen gehört: Hat der Staat Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts noch die entlegensten Provinzen mit großem Ehrgeiz an seine Systeme angeschlossen, oft sogar gegen lokalen Widerstand Schulen und Bahnstrecken errichtet, so macht sich heute eine allgemeine und vorseilende Unlust am Ausbau und an der Unterhaltung ländlicher Infrastruktur breit. Dieser Wandel wird im demografischen Diskurs selten ehrlich benannt, vielmehr wird er als Teil der Bevölkerungsdynamik selbst legitimiert. Man muss sich nur die Leitbilder der Modernisierung der Deutschen Bahn und ihre Auswirkungen auf den Schienenverkehr ansehen, um zu erkennen, dass hier nicht nur auf veränderte Bedürfnisse reagiert, sondern eine neue Hierarchie der Räume verfestigt wird: Es wird unterschieden zwischen Räumen, die es wert sind, mit Mobilität versorgt zu werden und Räumen, die es nicht mehr wert sind.

Finden Abwanderungen aus freien Stücken statt, sind es nicht objektive Parameter, die sie auslösen, sondern die Kommunikationen in diesen Räumen. Bei ihnen handelt es sich um kollektive Entscheidungsprozesse über die Frage, ob es sich lohnt, am Ort zu bleiben oder ob man besser das Weite suchen sollte – und auch, was und wo dieses ersehnte Weite ist. Es gibt keine objektiven Wanderungskriterien. Im Demografiediskurs wird aber genau dies angenommen, wie die zahlreichen Standortvergleiche, das publizistische Städteranking und das alltägliche Gespräch zeigen.

Der größte Schaden des auf diese Weise zu sehr vereinfachten Modells besteht darin, die Kommunikationen in den betroffenen Räumen selbst nur in einer Hinsicht zu beeinflussen, nämlich mit dem tautologischen Verdikt, dass es sich eben nicht lohne, am Ort zu bleiben. Was zu beweisen wäre! Um es einfach auszudrücken: Man spricht über zehn junge und gut ausgebildete Frauen, die in die Ballungsräume gegangen sind, statt mit den beiden jungen und gut ausgebildeten Frauen zu sprechen, die dageblieben sind. Es wird niemanden wundern, dass den betroffenen Regionen damit nicht geholfen ist. Und es ist übrigens auch im überstaatlichen Maßstab kein gutes Diskursangebot. Immerhin müssen wir in Deutschland mit immer mehr Einwanderern zurechtkommen, von denen täglich behauptet wird, sie seien, zumindest teilweise, so genannte Wirtschaftsflüchtlinge. Die damit verbundene Diskussion können wir hier nicht führen – aber sicher ist, dass wir mit unserem Demografiediskurs zu den einflussreichsten Exporteuren angebotsorientierter Entscheidungsmuster über den Siedlungsraum gehören. Deutschlands provinzielle Räume haben gute Böden, ausreichend Wasser, Rechtssicherheit, demokratische und Bildungsinstitutionen, sie lassen immer noch verschiedenste individuelle Aneignungen zu – das können viele Regionen der Welt nicht von sich sagen. Wenn wir nicht einmal für unsere eigenen, so gut ausgestatteten Provinzen ein Klima der Sesshaftigkeit fördern wollen, können wir dies kaum von anderen Gesellschaften verlangen, die dafür erheblich schlechtere Ausgangsbedingungen haben. Denn wir selbst haben offenbar kein Vertrauen in Möglichkeiten gelingender Lebensführung jenseits der größtmöglichen Angebotskonzentrationen. Mit anderen Worten: Wenn wir am Umgang mit dem eigenen Wohlstandsgefälle

nichts ändern, sind alle Vorstellungen, den Menschen anderer Länder ‚vor Ort‘ helfen zu wollen, Schall und Rauch.

Wie aber hat diese dysfunktionale Betrachtung einen solchen diskursiven Erfolg erlangen können? Ein wichtiger (wenn auch nicht der einzige) Grund, scheint mir die Rolle der diesen Prozess betrachtenden Wissenschaften zu sein, vor allem jene der hier agierenden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Diese haben in den meisten Fällen selbst die Provinz verlassen, um ihre Berufe ausüben oder sich in ihnen entwickeln zu können. Sie rekapitulieren nun in ihren Modellen ihre individuellen Entscheidungen als geschichtliche Prozesse. Das kann man verstehen, aber die Betrachtung wird dabei auf einem Auge blind – nämlich auf dem, das jene Menschen haben, die ‚draußen‘ geblieben sind. Eine schwache Erklärung wird so sukzessive zur Norm: Wer in der Provinz verharrt, kann nur ein Verlierer sein.

Aus der Kritik des demografischen Diskurses schlussfolgere ich, dass wir Kommunikationen fördern oder stiften sollten, in deren Ergebnis Gestaltungsperspektiven für jene Menschen geöffnet werden können, die die Provinz nach wie vor als eine Ressource begreifen, an die sie gebunden sind. Um sich diese Aufgabe klarzumachen, ist es zunächst nötig, auf die historische Veränderung der provinziellen Kommunikation im letzten Jahrhundert zu sehen. Hier hat ein tiefgreifender Umbruch stattgefunden, der sich am besten an der Veränderung des Dorfes beschreiben lässt. Das europäische Dorf bildete noch vor einhundert Jahren einen engen wirtschaftlichen Zusammenhang, es war also durch interdependente Menschen gekennzeichnet, die miteinander jeweils eine Kommunikationsgemeinschaft bildeten. Daher rühren die viel beklagten und belächelten Beobachtungen des Dorftratsches, der ländlichen Borniertheit und Sturheit, der Abwehr des Fremden und Neuen etc.. Tatsächlich war es die dörfliche Kommunikation, durch die alles, was innen war, Geltung erlangte und Beachtung verdiente und alles, was sich außen befand, mehr oder weniger unscharf oder irrelevant wurde. So ist es aber bei jedem funktionierenden System: es beschreibt sich selbst und weiß eigentlich nichts von seiner Umwelt, es hat nur seine eigenen Kommunikationen, die es selbst beobachten und korrigieren kann. Mit dem Zerfall der dörflichen Ökonomien und dem Aufgehen der ländlichen Arbeit in überregionalen Systemen kehrt sich dieses Prinzip nun um: Nur das ‚Außen‘ hat noch das Recht, Mitteilungen zu machen, die ‚Innenkommunikation‘ des Dorfes sinkt dagegen; spätestens, wenn aus dem Dorf ein suburbanes Wohngebiet geworden ist, geht sie gegen Null.

Da im gleichen Zuge auch die Wertschöpfungsbeziehungen zwischen den kleinen und großen Städten und ihren umliegenden Dörfern zusammenbrechen, stellt sich die raumbezogene Kommunikation nicht auf einer höheren Ebene wieder her. Das ist ein verheerender Effekt für die betroffenen Gegenden, denn wenn sie sich nicht mehr selbst beschreiben, erlangen sie auch nicht mehr jene Systemqualität, die für jede Form von Regionalentwicklung nötig ist. In der Diskussion über Regionalentwicklung wird immer wieder zu Recht die Etablierung von kulturlandschaftlichen Handlungsräumen gefordert. Ein Handlungsraum aber ist nichts anderes als das Produkt kollektiver raumbezogener Kommunikation, er hat keine objektiven, sondern kollektiv bestimmte und qualifizierte Grenzen und Eigenschaften. Gelingt die Etablierung handlungsräumlicher Muster, begreifen die Menschen ihre Zugehörigkeit zu einer Region und zueinander und richten ihre individuellen Strategien danach aus. Sie sind im miteinander geteilten Raum, ihre gesellschaftliche Teilhabe realisiert sich eben da-

durch. Wer dagegen ‚draußen‘ ist, kann sich nicht als gesellschaftlich partizipierender Bürger verstehen.

Wachsende Ballungsräume erzeugen heute in ihren Kommunikationen erfolgreich dieses kollektiv kommunizierte Innen: Je näher man hier am Zentrum wohnt, umso mehr ist man ‚drin‘, umso größer erscheint also die gesellschaftliche Partizipation der Einzelnen. Das Land dagegen ist ‚jottwehdeh‘ – ‚janz weit draußen‘. Indem es sein Innen verliert, wird es aus den Ballungsräumen nur noch als undifferenziertes, nebliges Nichts erkennbar und dient als Projektionsfläche für Idyllen und Ängste der Gesellschaft. Der mit Gelbfilter besonnte Ökobauernhof und die mit Nazis, Alkoholikern und organisierten Verbrechern verminte Pampa liegen nicht weit voneinander entfernt.

Die Karriere der Begriffe ‚Natur‘ und ‚Umwelt‘ ist übrigens bester Ausdruck dieser Auflösung der provinziellen Kommunikation und sie zeigt zugleich, dass die Verzerrungen des demografischen Diskurses kein Einzelfall sind. Unser Ökologiediskurs nämlich ist von der sich immer erneuernden Vorstellung geprägt, dass der Einzelne sozusagen aus der großen Stadt heraus in die Natur tritt und dort eigenverantwortlich handelt. Das ist ein individualistisches Missverständnis, das vielleicht in Bezug auf die Hinterlassenschaft von Müll oder die Auslösung von Waldbränden seine Berechtigung hat, davon abgesehen aber eher zur Verunklärung beiträgt. Denn wir stehen als Teil gesellschaftlichen Stoffwechsels inmitten einer vielfachen und vor allem totalen Naturaneignung. Statt diese sichtbar zu machen präsentieren wir uns die Landschaft als Umwelt, also ausgerechnet als das, was außerhalb des eigenen Systems liegt. Durch diese Fehlleistung gedeihen in unserer Kultur die gesellschaftlichen Unschuldspannasien: unberührte Wildnis, widerspruchsfreie Ernährung, Zero Emission.

Je stärker sich die provinzielle Kommunikation abbaut, umso ungenauer wird der Umgang der Gesellschaft mit ihren Ressourcen. Ins Kraut schießende Ideen, die menschliche Zivilisation komplett in Ballungsräumen zu konzentrieren und den Rest der Erde als Wildnis zurücklassen, zeugen von der Ausblendung unseres tatsächlichen Stoffwechsels und des in Wahrheit kontinuierlich ansteigenden Intensivierungsdrucks in der Landnutzung. Wir betreiben zu Hause die Energiewende und verantworten dafür, ohne es zu wissen, die Überbaggerung von Dörfern in anderen Ländern, deren Kohle in den europäischen Grundlastkraftwerken verheizt wird. Wir fordern autofreie Städte mit Urban Gardening und verabscheuen unterdessen die moderne Landwirtschaft und die hässlichen globalen Logistiksysteme, die uns ein Leben ermöglichen, in dem niemand mehr Rüben hacken muss. Was da draußen los ist, ist für die Ballungsräume nicht mehr lesbar, schon gar nicht als Folge des eigenen Lebens. Denn es ist draußen.

Die Segregation von Landschaften in Betriebsflächen entspricht diesem Prozess, ganz gleich übrigens, ob wir es mit agrarischen, forstlichen, naturschutzfachlichen oder touristischen Nutzungen zu tun haben; sie ist eine Beschleunigung durch die Privilegierung einzelner Nutzungen für möglichst große Flächen. Setzt sich eine Aneignung gegenüber der anderen durch, sind Eigentumskonzentrationen und die Homogenisierung der Bewirtschaftung die Folge. Seinen Ausdruck findet dieser Prozess im Verschwinden von Wegen, in der Ausgrenzung alternativer Aneignungsmöglichkeiten und eben in der Entsiedlung von Räumen.

Eine nachhaltig genutzte Landschaft braucht gerade das Gegenteil: den rechtlich verbrieften Zugang verschiedenster Aneignungsweisen, die sich erstens gegenseitig limitieren und die zweitens die standörtliche Differenzierung, die der europäischen Landschaft ihr mosaikartiges Gepräge gegeben hat, fortschreiben. Eine solche Vielfalt lässt sich nur sichern, indem sich die provinziellen Regionen selbst organisieren, ganz gleich, wie viele Menschen in ihnen leben. Und dies wird nur möglich durch Selbstbeschreibung: den autopoietischen Vorgang der Ausdifferenzierung in Auseinandersetzung mit einer Ressource, in diesem Falle der Ressource Landschaft. Durch diesen Vorgang werden letztlich die Nutzungen strukturiert. Von ‚außen‘ ist er nicht zu leisten, denn er ist über tägliche Aneignungsprozesse vermittelt. Was in den Dörfern verlorengeht: die vielfach codierte Beziehung von Mensch und Natur durch mannigfaltige Raumbeziehungen, das müssen die Regionen neu aufbauen, wenn sie im Zeitalter der Globalisierung ihre Eigenlogik behaupten wollen und nicht auf eine letztlich einzige Funktion in der Weltwirtschaft reduziert werden wollen – sei es die Rolle als Rohstofflieferant oder als Produktionszone von Grundstoffen für die Lebensmittelherstellung. Es kann nur dann eine Region geben, wenn es unter ihren Bewohnern auch eine Vorstellung von ihrem ‚Innen‘ gibt und dieses Innen beschrieben wird.

Führt uns diese Perspektive nicht zu weit weg vom Thema der Demografie? Ich denke nicht. Ein Beispiel sei angeführt, das unmittelbar mit dem zentralen Argument des Demografiediskurses zusammenhängt, nämlich mit dem Fehlen von Arbeitsplätzen in der Provinz. Auch dieses Argument entspricht der o.g. Angebotslogik: Es fehlen Jobangebote in der Provinz, also gehen die Menschen weg. Nun ist aber dieses Fehlen für provinzielle Räume eigentlich ein historischer Normalfall. Die Sicherung der Subsistenz war hier immer mit der Anforderung verbunden, sich selbst mehrere natürliche und kulturelle Ressourcen aufzuschließen. Nur in einer sehr kurzen historischen Phase im zwanzigsten Jahrhundert waren die kompak-



ten modernen Erwerbsmodelle für beinahe alle Bewohner in Dörfern und Kleinstädten gewährleistet. Insofern erleben wir heute eigentlich etwas ganz Selbstverständliches: Das Leben in der Provinz verlangt eine größere Flexibilität – durch sie kompensieren die Menschen ihre Immobilität, das ist der Preis der Sesshaftigkeit.

Erkundet haben wir dies im von der Robert Bosch Stiftung geförderten Projekt Heim(at)arbeit. Mit Schülern neunter Klassen werfen wir hier jedes Jahr im Fach Wirtschaft-Arbeit-Technik (WAT) einen Blick auf die Arbeits- und Lebensmodelle im Oderbruch. Der bestimmende Eindruck ist: Es gibt tatsächlich nicht viele Jobs, aber es gibt einen großen Reichtum an interessanten Arbeitsbiografien. Jede stellt in gewisser Hinsicht eine individuelle Problemlösung dar. Das Leben in der Provinz – ob als Reinigungskraft, Landwirtin oder Künstler – liegt näher am Selbstverständnis freiberuflicher Tätigkeit, selbst dort, wo jemand tariflich beschäftigt ist. Denn es gibt keine großen Erwerbshierarchien, das wirtschaftliche Überleben ist an Engagement und Selbstverantwortung gebunden und setzt die Bereitschaft voraus, sich langfristig in Arbeitsprozesse einzuschreiben. Das dabei entstehende Geflecht an Mensch-Raum-Interaktionen ist außerordentlich vielfältig und durch Formen ehrenamtlichen Engagements, durch subsistenzwirtschaftliche Praxen und durch weiche Übergänge zwischen Arbeit und Freizeit geprägt. Wer die Bereitschaft mitbringt, sein Leben so zu gestalten, wird in den deutschen provinziellen Räumen zahlreiche Möglichkeiten zum Leben finden. Aber diese Wege sind oft verschlungen und es handelt sich bei ihnen eben nicht um Jobs, die man einfach so antreten und kündigen kann.

Im Demografiediskurs, wie wir ihn bisher führen, werden diese Möglichkeiten nicht sichtbar. Und ohne Selbstbeschreibung sind sie auch nicht sichtbar zu machen. Aus dem genannten Schulprojekt ist zu resümieren: Es ist erstaunlich, wie gering in der Regel bei Jugendlichen die Vorstellungen von den eigenen Arbeits- und Lebenswelten ausgebildet sind! Selbst die Arbeitsbiografien ihrer Eltern sind ihnen oft nur eingeschränkt vertraut – ganz zu schweigen davon, dass es in den Schulen weithin unbekannt ist, wie händeringend die Agrarbetriebe (von denen ja immer behauptet wird, sie schüfen keine Beschäftigung mehr) gescheiterten Nachwuchs suchen. Und es ist ebenso erstaunlich, wie interessant es die Jugendlichen schließlich finden, mit einem Tierarzt die Entzündungswerte der Kuhmilch auszulesen, spätestens, wenn sie erfahren haben, dass er auch noch begeisterter Volleyballer und einer der Initiatoren der regionalen Protestbewegung gegen die CCS-Technologie ist.

Wie lässt sich die Selbstbeschreibung in den Regionen fördern, um diesen zu einer wirksamen Innenkommunikation zu verhelfen? Die erste Voraussetzung ist, die tatsächlichen Aneignungsweisen des Raumes als Quelle von Erfahrungswissen anzuerkennen. Alle, die den Raum durch ihre Nutzung prägen, haben ein spezifisches Wissen von diesem Raum. Das verlangt von der Wissenschaft, der Kunst und der Planung neue Arbeitsweisen. Wer nur das eigene Wissen als solches definiert, wird den Provinzen nicht helfen können. Er kann die Vielschichtigkeit und Komplexität des Raumes nicht erfassen und wird die Selbstbeschreibung der Region eher behindern, statt sich bereitwillig in ein Konzert unterschiedlicher Perspektiven zu begeben. Erst auf der Basis gegenseitiger Geltung kann eine vitale, die vielen Facetten des Raumes freilegende Kommunikationsarbeit installiert werden.

Der verbindende Horizont der verschiedenen Wissensformen ist die Landschaft als der miteinander geteilte Raum. In der Landschaft lassen sich Natur und Kultur, Mensch und Raum, Land und Leute, Dorf und Stadt, Geschichte und Gegenwart, Arbeit und Genuss sowie verschiedenste Aneignungsweisen miteinander in Beziehung setzen. Landschaft ist ein Begriff, der durch seine Geschichte eher der Malerei, später auch der Planung zugeordnet wird. Meiner Überzeugung nach sollte er die Grundlage der gelingenden Selbstbeschreibung von Regionen bilden. Und Kultur, Kunst und einige Disziplinen der Planungswissenschaften, die ein gewisses historisches Recht am Landschaftsbegriff geltend machen können, sind ideale Medien dieser Selbstbeschreibung. Damit sie arbeiten können, müssen sie zuerst die Bewohner des Raumes als ihre Adressaten begreifen. Mit ihnen sollte eine diskursive Rückkopplung angestrebt werden, repräsentative Effekte für Adressaten außerhalb der Region können sich hier anschließen. Heute ist es in vielen Fällen genau umgekehrt: Wenn die Provinz überhaupt spricht, dann mit einem starken Schielen auf die Aufmerksamkeit der Ballungsräume – Touristen und Investoren. Deren Anerkennung aber wird man nicht durch ein Wetteifern mit den etablierten Geltungsmustern erzielen, denn aufgrund der Angebotskonzentration werden die Ballungsräume diese Muster immer besser bedienen können als die Provinz. Gesellschaftliche Aufmerksamkeit lässt sich nur erzielen, indem man seine eigenen Kommunikationen geltend macht und sie als Beiträge in den gesamtgesellschaftlichen Diskursen verankert.

Thüringen hat aufgrund seiner historisch gewachsenen feinen Siedlungs- und Nutzungsstrukturen sehr gute Voraussetzungen für solche Selbstbeschreibungen, die die eigenen Landschaften wieder für vielfache Aneignungen öffnen. Es ist zu einem großen Teil: Provinz. Dieser Umstand nötigt das Land aber geradezu, eben diesen Weg zu gehen, wenn es nicht zu guter Letzt auf zwei, drei prosperierende Ballungsräume reduziert werden will. Die Dörfer und Städte Thüringens liegen nicht außen, sie bilden miteinander ein landschaftliches Beziehungsgeflecht, von dem ausgehend eine neue Spannung aufgebaut werden kann – zunächst beschreibend, dann auch unmittelbar stofflich und energetisch aneignend. Ich begreife die IBA Thüringen als ein Vorhaben, das eben diesem Ziel dient – und wenn dies so ist, kann man gelassen sagen: Es wird seinen Beitrag leisten.

LAND DER ATHLETEN

Theo Deutinger
Architekt und Designer

Die große Glocke ist zersprungen und hat sich in Millionen kleine Ringtones aufgelöst. Der Hammerwurf als Raumanewordungsdisziplin ist zurück! Die durch das Smartphone hervorgerufene Atomisierung des Raums geht mit seiner radikalen Demokratisierung einher. Und mit dem Smartphone steht uns ein Instrument zur Verfügung, mit dem wir diesen Raum begreifen aber auch direkt verändern können.

Punkt und Fläche

Das Verhältnis zwischen den Orten und ihrem Umland ist subjektiv, da alle bestimmten Orte, die ja punktuell sind, ihr eigenes Umland haben und mit diesem in einer genau definierten Beziehung stehen. Es gibt also ebenso viele Umländer wie es Orte gibt, wobei die Orte sehr spezifisch und klar definiert sind, während die Umländer völlig diffus sind und weder ihre Ausdehnung, noch ihre Lage und Form klar zu bestimmen sind.

Die Lösung des Stadtplan-Landkarten Rätsels könnte gerade in diesem Verhältnis von ‚Orte zu Umland‘ liegen, weil Städte, aus der mittelalterlichen Stadtgründungstradition heraus, als Orte definiert wurden und das Land als Umland einer spezifischen Stadt umrissen wurde. Hier wurde die Idee von Zentrum und Peripherie institutionalisiert und zu einem Raumordnungsprinzip erhoben, das ausreichte um innerhalb dreier Jahrhunderte das gesamte Mitteleuropa zu präurbanisieren. Die Stadt wurde dabei in ihrer Geburtsstunde, also in ihrem Gründungsmythos, als Punkt gesehen, der sich in einer Umgebung, in einem bestimmten Gebiet befunden hat. Der Punkt wurde also in eine Fläche hinein geboren. Da dieser Punkt sehr klein und aktiv und zukunftsreich war, hat man ihm bei der Geburt gleich einen Plan mitgegeben, den Stadtplan, und da die Fläche leidend, also passiv war, und den Punkt mit Rohstoffen versorgte, hat man für die Fläche eine Karte angefertigt, in der alle Rohstoffe eingezeichnet waren. Der mittelalterliche Stadtgründungshype wurde vor allem von den damals

deutschsprachigen Völkern Europas vorangetrieben und in der relativ kurzen Zeitspanne von 1100–1400 n.Chr. wurden ca. 80% aller mitteleuropäischen Städte gegründet¹, wie zum Beispiel die derzeitige deutsche Bundeshauptstadt Berlin.

Das klassische Bild der aktiven Stadt und des passiven Lands ist nicht mehr zutreffend. Das Land hat in manchen Disziplinen, vor allem in Tourismus und Erholung, ein viel höheres Potential und Startkapital, als es die Stadt jemals haben kann. Es dreht dabei die Rollen um, wobei das Land Aktionspunkte entwickelt und die Städte, in ihrer Gesamtheit, als urbane Suppe oder urbane Agglomeration definiert, zur Fläche werden. Dadurch können sich Orte plötzlich in einer Fläche wiederfinden und das Land in einem Punkt, weshalb auch Orte und Flächen gleichermaßen nach Karte und Plan verlangen: Stadtkarte und Landplan.

Hammerwurftechniken für den Städtebau

Die rasante Ausbreitung der urbanen Fläche, die Verstädterung und Expansion der Stadt führt nicht nur zu einer Verstädterung des Landes, sondern auch zu einer Verländlichung der Stadt. All das hat einen ungeheuerlichen, aber nicht immer negativen Einfluss auf die Orte. Ich schreibe hier bewusst über die Orte in der Mehrzahl, weil es ja ein großer Vorzug der Orte ist, dass es unendlich viele Orte gibt und jeder einzelne ein Unikum ist, während die Fläche meist an ihrer Endlichkeit scheitert, weil sich Teilflächen konstant überlagern und deshalb immer um die Fläche gestritten wird, obwohl es immer um ein und dieselbe Fläche geht, die aber für verschiedene Funktionen oder Interessen anders bewertet oder gesehen wird. Je mehr das Städtische sich ausbreitet und je weiter sich der Städter und damit das Städtische ins Land hinaus bewegt, desto wichtiger werden die Orte. Man kann das mit der Radialkraft vergleichen. Was hierbei mit den Orten im Verhältnis zum Umland passiert ist so, als ob man beim Hammerwerfen die Seillänge zwischen Athlet und dem Hammer verlängern würde, wodurch die Zentripetalkraft potentiell zunimmt und dementsprechend auch die Zugkraft auf den Ort. „Diese enorme Kraft muss der Athlet mit Hilfe seiner Körpermaße (schräg nach hinten lehnd) und der Reibung mit dem Boden kompensieren. Entscheidend ist, dass seine Armmuskeln diese Kraft aushalten.“² Der Athlet, von dem hier gesprochen wird, sind die Bewohner oder Betreiber der Orte, auf denen sich diese stets zunehmenden Fliehkräfte auswirken. Dabei hilft es den kritischen Bewohnern rein gar nichts, wenn sie sich selbst nicht nach außen bewegen, also vermeintlich selbst nichts zur Erhöhung dieser Fliehkräfte beitragen, sondern es schadet nur, weil man die Ursache spürt, aber niemals ihre Herkunft zu sehen bekommt.

Das Hammerwerfen als raumordnende Disziplin findet ihren Ursprung in der germanischen Gesetzlichkeit, wo „das Weitwerfen mit dem Hufhammer oder mit einem schweren Stein als Rechtsmittel bei der Zuerkennung von Lebensrechten galt“.³ Vor der Einführung von Grundeigentum von Feld und Acker wurden einem Bewerber die Landnutzungsrechte für das Gebiet zugesprochen, das innerhalb seiner eigenen Hammerwurfweite lag. Das germanische Recht für Flurteilung unterschied zwischen Solskift und Hamarskift, wobei Hamarskift grundsätzlich als die ältere Methode gesehen

1 Stob, Heinz: Forschungen zum Städtewesen in Europa: Formen und Schichten der mitteleuropäischen Städte, Böhlau, Köln 1970; Seite 21

2 Schlichting, H. Joachim: Einfache Themen zur Physik des Sports, S. 9.
http://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/fachbereich_physik/didaktik_physik/publikationen/einfache_themen_sport.pdf

3 <http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Briefmarken/1967/Hammerwerfen>

wird, die sich auf die Allmende bezieht, wahren Solskift, die jüngere Flurteilungsmethode, die Grundstücke in Eigentumsflächen unterteilt. Man sieht „... den Unterschied zwischen Hamarskift und Solskift mit Bestimmtheit darin, dass nach Hamarskift die einzelnen kultivierten Grundstücke der Gemarkung jährlich zu neuer Vertheilung gekommen wären, durch Solskift dagegen im Sinne der Reebningsgesetze den Antheilsberechtigten als festes Eigenthum überwiesen worden seien.“⁴ Daraus ist zu schließen, dass, als der Hammerwurf noch die wichtigste Disziplin der Raumordnung war, diese jährlich neu ausgeübt werden musste und die räumliche Besitznahme und die Fitness des Bewohners (hier noch als Athlet anerkannt) in einem direkten Zusammenhang stand. Je größer die Kunst im Hammerwerfen, desto größer die räumliche Ausdehnung.⁵ Praktizierte man nicht stetig den Hammerwurf, wurde man müde oder nachlässig, dann hatte man nächstes Jahr weniger Fläche zu bestellen, also weniger zu essen und/oder weniger Einkünfte aus Grund und Boden. Auch setzt der Hamarskift, die germanische Hammerwurfraumordnung, den Ort und die Fläche in einen dynamischen Zusammenhang, der eine direkte Funktion von der Dynamik des Bewohners dieses Ortes ist. Der Ort, obwohl er ein Punkt, also eindimensional ist, hat plötzlich eine Reichweite bekommen.

Die Glocke

Für eine konstante gemeinschaftliche Raumanweisung war der Hamarskift nicht geeignet. Die Frequenz, einmal pro Jahr, ist zu niedrig und das Ergebnis, die persönlich zu bewirtschaftende Fläche zu individuell. Die Einführung der Glocke veränderte das System radikal. Die Glocke als virtualisierter Hammer simuliert, dessen Wurf durch die Wurfweite mit Hörweite zu ersetzen. Durch die Glocke wird das Signal (das Wurfgeräusch) gleichmäßig über den umliegenden Raum als Klangraum ausgebreitet während der Hammer immer nur in eine Richtung zielte. Auch bleibt die volle Kraft der Glocke erhalten. Der Hammer, ist er einmal geworfen, setzt voraus dass man ihn sich wieder holt, was einen, für genau diese Zeit, schutzlos und kommunikationslos macht. Die Glocke bleibt am Ort und kann unaufhörlich ihren Klang auswerfen ohne dass dieser jemals schwächer wird (=Informationssicherheit).

Die Kraftanstrengung zur Bedienung der Glocke im Verhältnis zum Raum, der durch sie eingenommen wurde, war unvergleichbar kleiner als beim Hammerwurf. Damit beendete die Glocke das Zeitalter des direkten Zusammenhangs zwischen persönlicher Fitness und Raum. Die Einführung der Glocke kann als der Beginn des Zeitalters der virtuellen Medien gesehen werden, als eine erste Form von Narrow-Casting mit sehr schmaler Bandbreite an Signalen. Mit der Glocke betrat ein neues Regime den Raum, das sich klar von einem Zentrum definierte, dem Ort der Glocke. Das Regime der Glocke schaffte eine neue Realität des innen und außen, des in der Gemeinschaft sein und des außerhalb der Gemeinschaft sein; wovon wir uns noch immer nicht ganz verabschiedet haben.

4 Meitzen, August: Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen, W. Hertz, Berlin 1895; S. 536, 537

5 Der Steinwurf oder Hammerwurf oder auch der Pfeilschuss sind weitere Beispiele für Längenmaße mit historischer Bedeutung. Bayerische Fischer und Müller von (Fluss-)mühlen „erwarfen“ sich so ihr temporäres Fang- oder Arbeitsgebiet,* eine bestimmte Jagdordnung erlaubte einem Jäger ein verletztes Tier einen Beilwurf weit zu verfolgen.**

Geschichte von Maßen und Gewichten

http://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_von_Ma%C3%9Fen_und_Gewichten

* Christian Gottlieb Riccius: Zuverlässiger Entwurf von der in Teutschland üblichen Jagdgerechtigkeit, 1772

** Jacob Grimm: Deutsche Rechts Alterthümer, Dieterichsche Buchhandlung, Göttingen 1828



Außerhalb der Hörweite war außerhalb des Rechts. Die Hüter der Glocke versprachen Schutz und Information all denen, die ihren Hammer abgaben und sich ihrem Regime unterwarfen. Die Glocke war ein Medium zur Gemeinschaftserweiterung und folglich zur Gemeinschaftsbildung bzw. Städtebildung. Messungen in London ergaben, dass die vorindustrielle Hörweite (ohne motorisierten Straßenverkehr) einer Glocke in etwa fünf km betrug. Das ergibt eine Fläche von etwa 80 km², was bei einer, für damalige Verhältnisse realistische Dichte, von 1.000 Einwohner pro km² eine grob geschätzte Gemeinschaft von 100.000 Einwohnern ergibt.

Die Glocke schafft einen einheitlichen Raum durch eine einheitliche Informationsquelle. Ein Signal für alle. Mit heute vergleichbar wär das so, als wenn sich 100.000 Einwohner einer Stadt ein einziges Mobiltelefon teilen müssten. Nur so kann man ahnen, wie sehr man von der Glocke abhängig war und wie mächtig das Regime im Besitz der Glocke war.

Der erste große Angriff auf das Regime der Glocke war der Telegraf (der Buchdruck hat geringe Raumimplikationen⁶). Er hatte eine ungleich höhere Verbreitungsgeschwindigkeit als die Glocke und darüber hinaus eine unvergleichbar größere Reichweite. Die schnellen Medien sind glockenmachtzerstörende und glockenmacht konkurrierende Medien. Das Mobiltelefon, und in weiterer Folge das Smartphone, hat die bislang stärkste glockenraumzerstörende Kraft und hat den einst homogenen Raum, der durch den Schallraum der Glocke geformt wurde, vollends atomisiert und entlokalisiert. Plötzlich werden auf engstem Raum die unterschiedlichsten Signale aus den verschiedensten Teilen der Welt empfangen und gesendet.

Der Glockenraum ist eine so schöne Metapher, weil es das Gegenstück zum atomisierten Raum des Smartphones zeichnet. Man darf jedoch nicht vergessen, dass der Glockenraum ein leviathanischer Raum ist, der seine

6 Der Buchdruck mag Einfluss auf die Architektur gehabt haben, doch sein Einfluss auf den Städtebau war unerheblich. Erst der Telegraf unterminierte das Städtische so erheblich, dass Stadtmauern geschliffen wurden.

Kraft der Anzahl und dem Gehorsam der in ihm anwesenden Menschen verdankt. Die Glocke gibt das Signal zur Akkumulation, die Glocke macht aus den in der Stadt/in der Landschaft verstreuten Menschen erst eine Gesellschaft, einen Körper. Heute, in der Zeit des Nachhalls der Glocke, bewundert man nostalgisch die Großartigkeit und Kraft dieses Körpers, der längst verfallen ist. Nicht aber das totalitäre Regime der Glocke, die dieser Gesellschaft und ihren Städten seine Form aufgezwungen hat.

Die Bewegung

Die Befreiung vom Regime der Glocke ist vollendet. Wir haben den Hammer zurückerobert und mit ihm den gesamten Raum. Die so oft verteufelte Suburbanisierung ist ein direktes Resultat dieses Befreiungsschlags; es war nicht das Auto alleine, dass die Suburbanisierung ermöglicht hat, sondern das Auto in Kombination mit Telefon und Radio. Das Auto ermöglicht die individuelle und rasante Bewegung im Raum, das Telefon die Verortung mit dem Hier und Dort. Die Zukunft verspricht die Verschmelzung eben dieser beiden (dreier) Medien zum Smart-Car – der Hammer ist komplett, der Raum ist vollends demokratisiert, frei und erreichbar.



Das Programm

Die Entlokalisierung und Elektrifizierung der Glocke in der Form von Telefon und Radio hat die Information vom Raum bei gleichzeitiger Programmsicherheit unabhängig gemacht. Mit derselben Sicherheit, dass die Kirchenglocke läutet, beginnt das Programm im Radio. Diese geregelte Programmierung des Tagesablaufs garantiert ein gemeinsames Erleben des Tages, resultiert wiederum in eine Gesellschaft, die sich in diesem Tagesablauf und somit in diesem Raum wiederfindet.

Das Internet als Nachfolgemedium ist ohne Programm. Das Smartphone als sein Begleiter ist ohne fixen Ort und ohne Programm. Keine Gemeinschaft hält dieser vollkommenen Programmunsicherheit stand.

Der reale Ort hingegen hat Programm. Die natürlichen Programme des Orts sind die Jahreszeiten, der Tagesrhythmus, Temperaturen, etc., die Menschen zum Gießen, Ernten, Heizen Aktionen erzwingen, während die kulturellen Programme wie Kino-, Theater- oder Fahrpläne Aktionen ermöglichen. Je höher die Programmdichte eines Orts, desto attraktiver ist dieser Ort. Die ungebrochene Beliebtheit der Städte, die mit dem Niedergang des Fernsehens und des Radios zusammenfällt, liegt in der hohen Programmdichte und der hohen Programmsicherheit der Städte. Dort, in den Städten bilden sich neue Gemeinschaften um diese Programme herum. Die ‚Schwarzwaldklinik‘ von heute ist offline.

Die Wiederholung

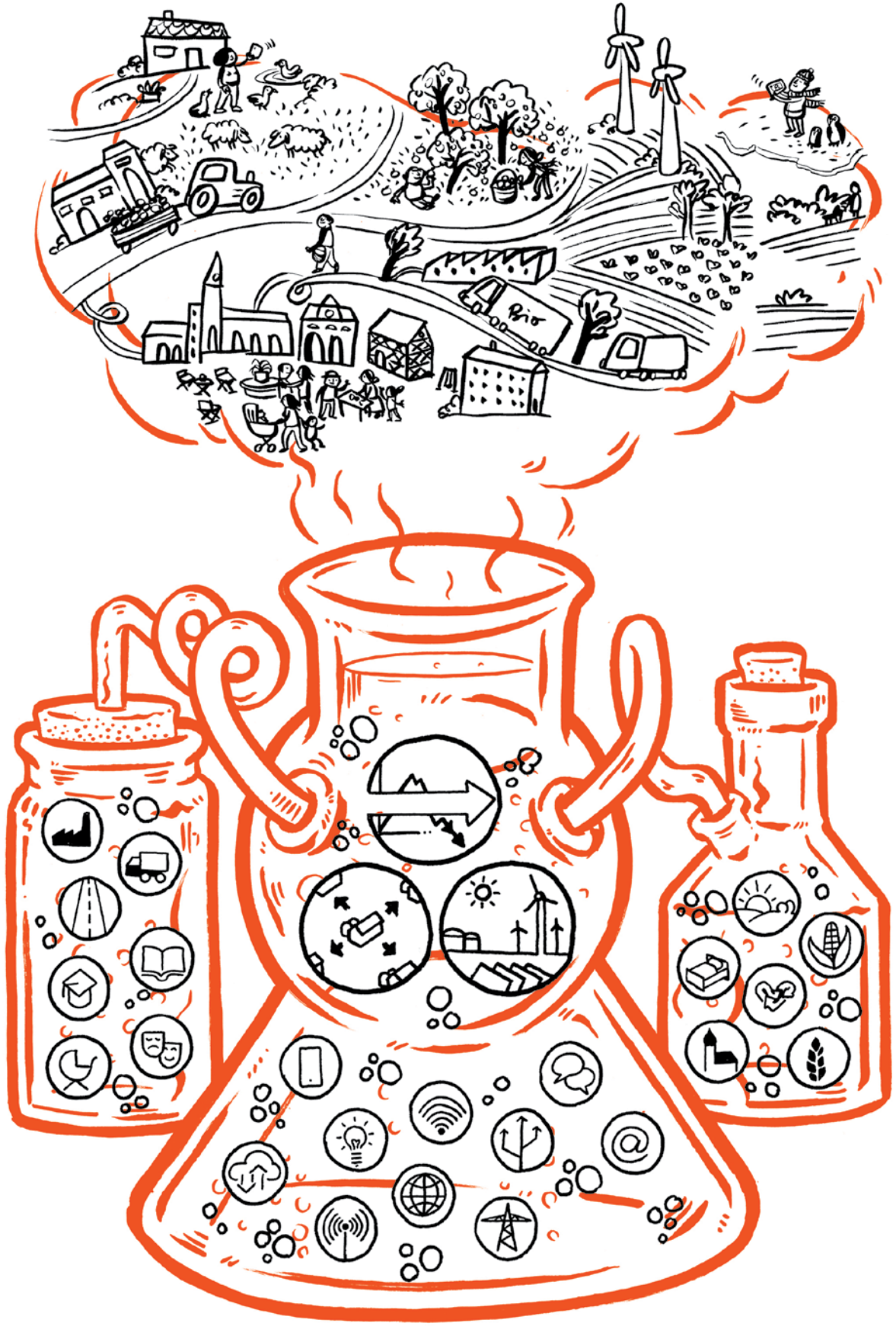
Die Signale des mobilen Telefons sind umprogrammiert und überraschend. Man weiß nie, wann ein Signal kommt, lebt also in der stetigen Hoffnung auf ein Signal, lebt im sich dauernd vergewissern, ob vielleicht eine neue Nachricht gekommen ist.

Der reale Raum bietet den Ausweg, bietet Wiederholungen, was in Raumsicherheiten resultiert. Nicht nur der Tag-Nachtrhythmus und die Jahreszeiten, sondern auch die Ladenöffnungszeiten, die Kino- und Theaterpläne, die Fahrpläne der Verkehrsmittel und sogar die rote Ampel sind sich stets Wiederholende raumbestimmende Sicherheiten. Die Wiederholung gibt die Sicherheit, dass die Ampel wieder grün wird nach einer Rotphase, gibt die Sicherheit, dass der Straßenraum für den Zeitpunkt der Überquerung mein Straßenraum ist. Die Stadt ist Meister im Anbieten von Raumsicherheiten durch Wiederholungen und ist gerade deshalb so attraktiv.

Bewegung, Programm und Wiederholung = Glocke

Die Stadt simuliert die Glocke, simuliert eine Gemeinschaft, durch stets in Schwingung sein. Diese schwingende Masse ‚Stadt‘ tönt weit in ihre Umgebung aus, zieht die Menschen durch Bewegung, Programm und Wiederholung an und macht sie zum Teil einer Gemeinschaft. Die Stadt ist ein nostalgischer Ort. Die Stadt ist ein Ort, an dem man sich bewusst einem Regime unterwirft, um die Illusion einer Gemeinschaft zu erfahren.

Das Land hingegen ist der wahre befreite und demokratische Raum, ist ein Land für Athleten. Im Land wird man nicht bewegt, sondern muss bewegen, man wird nicht programmiert, sondern muss programmieren und man wird nicht wiederholt, sondern man muss wiederholen.



2 PHÄNOMENE. WAS PRÄGT STADTLAND?

Wenn traditionell ländliche Funktionen auf städtische Phänomene oder aktuelle Trends treffen, entstehen Nutzungskonflikte. Land- und Energiewirtschaft, Logistik und Gewerbe stehen historischen Ortsbildern und einer Sehnsucht nach dem guten alten Landleben gegenüber. Die IBA muss diese Widersprüche in Vorteile für den realen Raum verwandeln – gerade heute, da Geografie dank Smartphone und Breitbandinternet kein Schicksal mehr ist, sondern bewusster gewählt werden kann. Jeder wird zum Sender von Nachrichten innerhalb eines virtuellen und individuell zugeschnittenen ‚glokalen‘ Raums. Das bedeutet auch, dass Wohnen und Arbeiten nicht mehr an bestimmte Räume gebunden sind und sogar Berufsmonopole fallen. Am Ende könnte auch das Raummachen eine Kulturtechnik für jedermann werden. Vor diesem Hintergrund weisen drei Paradigmen den Weg: Eine Konzentration auf erneuerbare Energien, eine Dezentralisierung der Produktion und alternative Wohlstandsmodelle, die ohne Wirtschaftswachstum die Lebensqualität steigern. Das zentrumslose ‚demokratische‘ Siedlungsnetz Thüringens bietet dafür die geeigneten Voraussetzungen.

DER KÖRPER IM DORF, DAS HALBE LEBEN WOANDERS. VERORTUNG UND ENTORTUNG IN DER DIGITALEN KULTUR

Prof. Dr. Gundolf S. Freyermuth
Medienwissenschaftler

1. Mein Stadtland-Leben

Der Traum von einem Leben auf dem Land, bei dem man auf die Annehmlichkeiten der Stadt nicht verzichten muss, scheint so alt wie die abendländische Zivilisation. „Kurze Anfahrt nach Rom, gute Nachrichtenverbindungen, ein ordentliches Haus und genügend Land ..., um seinen Kopf zu klären und seine Augen zu erfrischen“, so beschrieb Plinius der Jüngere, Erbauer vieler schöner Landsitze, vor 1900 Jahren diese Sehnsucht.

Die von Plinius angestrebte Quadratur des Kreises – zurück in die Natur der ackerbauenden Vorväter zu finden, ohne auf die Annehmlichkeiten der Zivilisation seiner Zeit verzichten zu müssen – blieb ein Traum, der über die Renaissance bis in die Gegenwart reicht. Die Medici wollten genauso vom geschäftigen Stadtleben Abstand gewinnen, ohne es zu verlieren, wie die Berliner Großbürger der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, die sommers für einige Monate ins Grüne zogen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als sich die wirtschaftliche Lage verbesserte, ergriff diese Sehnsucht nach der Integration von urbaner Zivilisation und Natur auch die Mittelschichten.

Ich selbst folgte ihr vor einem Vierteljahrhundert, als ich in die USA auswanderte, auf eine abgelegene Ranch im Nordosten von Arizona. Die nächste Stadt war Autostunden entfernt: keine Bibliothek weit und breit, kein Zeitschriftenladen, keine Kneipe, kein Kino, kein Kaufhaus. Wer im vergangenen Jahrhundert die Metropolen verließ, war ein ‚Aussteiger‘. Bereits der Umzug ins Umland der großen Städte beschnitt damals die beruflichen und gesellschaftlichen Möglichkeiten dramatisch; von einem Rückzug aufs flache Land oder gar ins Ausland ganz zu schweigen. Gutbezahlte Jobs, ein reichhaltiges Waren- und Unterhaltungsangebot, eine Vielzahl geschäftlicher und privater Kontakte – das waren Annehmlichkeiten, die einzig urbane Räume bereitstellten. Das Land bot nur eins: Ruhe. Und genau die wollte ich, um konzentriert schreiben zu können.

Dabei verlor ich bald Kontakt zu meinen Verwandten, Bekannten und Ex-Kollegen in Deutschland, die ausnahmslos in den großen Städten wohnten und mich für ziemlich verrückt hielten. Transkontinentale Ferngespräche waren so gut wie unbezahlbar. Neben Brief und Fax – das ohnehin kaum jemand privat in Deutschland besaß – existierten als Kommunikationsmöglichkeit lediglich proprietäre Online-Anbieter wie CompuServe und America Online, zu denen man Zugang über teure Einwahlknoten erhielt. Vom World Wide Web war zwar bald viel zu lesen, aber erstmal nicht viel zu sehen. Zu Beginn des Jahres 1994 waren weltweit 600 Websites zu besuchen – und die bauten sich so langsam auf, dass ich mir dabei einen Espresso machen und gemütlich austrinken konnte. Wenn ich dann an die paar Leute, die in Europa schon E-Mail nutzten, einen Text mailte, musste ich anschließend kurz durchrufen, damit sie sich einwählten und die Mail herunterluden. Denn in Deutschland war das Online-Leben noch teurer als in den USA. Unter diesen Bedingungen war es kaum möglich, mit fernen Freunden zu kommunizieren oder die Vertrautheit mit den kulturellen und politischen Geschehnissen in der alten Heimat aufrechtzuerhalten.

Doch in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre begann eine Entwicklung, die alles verändern sollte. Modems wurden schneller und lokale Einwahlknoten machten es erschwinglich, den ganzen Tag für Mail-Pingpong oder Chat erreichbar zu sein. 1996 existierten bereits 500 000 Websites, 1997 eine Million. Heute sind es 180 Millionen. Mit dem Siegeszug des WWW formte sich eine neue Zivilisation, gegründet auf dem ‚Death of Distance‘, wie Frances Cairncross bereits 1997 analysierte.

Mehr und mehr Institutionen gingen online. Zuerst verlagerte sich der Finanzverkehr, der die Metropolen einst florieren ließ, in die Datennetze; weshalb sich etwa Geschäfte an der New Yorker Börse bald genauso gut



von einer Berghütte in den Rocky Mountains wie von einem Büro an der Wall Street aus tätigen ließen. Dem Geld folgten andere menschliche Verkehrsformen nach. Zeitungen und Zeitschriften, Bibliotheken und Buchhändler wurden virtuell zugänglich. E-Mails ersetzten den Briefversand, elektronische Malls machten den Einkaufszeilen Konkurrenz, Live-Chats und MUDs boten soziale Kommunikation wie sonst Skatabende oder Kneipengespräche.

Plötzlich las ich auf meiner abgelegenen Ranch Tageszeitungen Stunden, bevor sie in Berlin oder New York an den Kiosks zu haben waren. Beim Surfen durch America Online traf ich so zufällig wie beim Straßenbummel Freunde aus München oder Miami, aus Hamburg oder Los Angeles. Beim Online-Einkauf – etwa auf Amazon.com (seit 1994), Ebay.com (seit 1995) oder Walmart.com (seit 2000) – war das Warenangebot bald größer als in den großstädtischen Kaufhäusern. Aus dieser Erfahrung entstand 1996 mein Buch ‚Cyberland‘. In ihm beschrieb ich unter anderem, wie ich nun nicht mehr nur an einem Ort allein lebte, sondern zwischen vielen Orten pendelte. Nicht mit dem Auto oder Flugzeug, sondern mit dem Modem. Ich richtete mich im Dazwischen ein, im Mittleren, in einem Medium – dem Internet.

Etwas Ähnliches sagte übrigens vor kurzem Edward Snowden aus dem ungeliebten Moskauer Exil zum Spiegel: „Wenn mich Leute fragen, wo ich wohne, ist die ehrlichste Antwort: im Internet.“

2. Virtualisierung und Augmentierung von Stadt und Land

Im Rückblick fällt dabei auf, in wie hohem Maße die frühen Jahre des World Wide Web von urbanen Konzepten und Phantasien geprägt waren. In zahlreichen europäischen Metropolen entstanden Initiativen, sie virtuell zu replizieren und damit entortet bewohnbar zu machen. Das erste und aufsehenerregendste war ‚De Digitale Stad‘, 1995 in Amsterdam begonnen. Nach einem halben Jahr hatte die virtuelle Stadt 100000 Bewohner – die meisten wohl aus Amsterdam selbst. Aber auch ich besuchte die digitale Stadt des Öfteren, ohne meine Ranch zu verlassen und ebenso ähnliche Websites, etwa in Berlin und London. Florian Rötzer, bis heute Chefredakteur eines E-Zines mit dem bezeichnenden Namen Telepolis – Fern-Stadt also – gab 1997 ein Buch heraus, das die damals einschlägigen Hoffnungen schon im Titel trug: ‚Virtual Cities. Die Neuerfindung der Stadt im Zeitalter der globalen Vernetzung‘.

Ich erlebte die rapiden Veränderungen in dieser Frühzeit digitaler Vernetzung notabene anders: nicht als Neuerfindung der Stadt, sondern als Neuerfindung des Landes – eben durch die Entortung von Urbanität und damit der Aufhebung jenes ‚Idiotismus des Landlebens‘, den bereits Karl Marx und Friedrich Engels 1848 in ihrem ‚Manifest der Kommunistischen Partei‘ beklagten. In der industriellen Wirtschaft, schrieben sie, geriet das Land in immer größere Abhängigkeit von der Stadt – worauf sich immer mehr Landbewohner vor den daraus resultierenden Nachteilen des Landlebens in die Stadt retteten. Ländlichkeit war insofern ein historisches Produkt, eine Konsequenz bestimmter ökonomischer Verhältnisse und Vernetzungsformen. Die heraufziehende digitale Ökonomie mit ihrer gänzlich neuen virtuellen Vernetzung beendete, so schien es mir, diesen ‚Idiotismus‘. Insofern schrieb ich dann 1998 – natürlich in Telepolis – über das Komplement der Virtualisierung real-existierender Städte: über die Konstruktion meiner virtuellen ‚personal city‘:



„Jeder, der über einen Computer und ein Modem verfügt, kann sich daher heute seine Personal City basteln, einen persönlichen Kiez. Er kann sich eine Bank wählen aus, sagen wir, Frankfurt, das Zeitschriftenkiosk aus Hamburg, die Bibliothek aus Washington und aus aller Welt die Händler, von denen er Software herunterlädt, bei denen er Computer und andere Elektronik kauft, Bücher, CDs, Wein oder ökologische Lebensmittel. Er kann sich eine lokale Radiostation aussuchen, ob die nun von Europa, Amerika oder Asien aus sendet, ebenso Spielhallen, Straßen, Cafés und Kneipen, wo er seinen Freunden und Bekannten begegnen will. Und er kann in dieser selbstgeschaffenen Stadt auch ein eigenes Geschäft eröffnen.

Von den wirklichen unterscheiden sich diese virtuellen Geschäfte und Treffpunkte vor allem dadurch, dass sie global zugänglich sind. Wo ich mich aufhalte, macht keinen Unterschied. Ob in Berlin oder Los Angeles, ob auf einem Bauernhof in Lüchow-Dannenberg oder auf einer Ranch im amerikanischen Westen, ob zuhause oder unterwegs in irgendeinem Hotel, die Personal City, das persönliche Umfeld, das ich mir zusammengestellt habe, bleibt sich gleich. ... Meine Personal City hat alle Vorteile einer Großstadt, doch keinen der Nachteile, die sich mit der Existenz auf begrenztem Raum verbinden: keine horrenden Mieten und lauten Nachbarn, keine lange Anfahrt zum Arbeitsplatz, keine Staus und keine Warteschlangen, kein Smog, kaum Unfallgefahr und eine Verbrechensrate, die gegen Null tendiert.“

Was damals begann und sich bis heute fortsetzt, lässt sich in zwei komple-mentäre Tendenzen teilen. Da sind zum einen die eskalierenden Prozesse der Virtualisierung: Wir erleben eine stete Ersetzung von Hardware durch Software. Städte waren und sind ja nichts anderes als stein- und stahlge-wordene Handlungsstrukturen, Hardware, die den Strom der Waren und Informationen kanalisiert und den Bedürfnissen nach zwischenmenschlichem Austausch dient – vom Marktplatz bis zum Einkaufszentrum auf der ehe-mals grünen Wiese, von den Gassen der mittelalterlichen Städte bis zu den modernen Stadtautobahnen. Seit über 20 Jahren nun reißen Virtualisie-rung und Vernetzung Funktionen an sich, die einst exklusiv Versicherungs-paläste und Banken, Kaufhäuser und Einkaufspassagen, Ordnungs- und Finanzämter, Museen und Bibliotheken erfüllten.

Die wichtigsten Konsequenzen dieser Virtualisierung dürften in den Pro-zessen der Privatisierung der Verfügung über Dienstleistungen und der Personalisierung ihres Gebrauchs liegen. Indem sich immer mehr Qualitäten urbanen Lebens in den Datenraum verlegen, können wir zum einen privat erledigen, was zuvor nur öffentlich zu haben war. Und zum zweiten können wir diese Prozesse, die öffentlich zwangsläufig standardisiert angeboten werden, nach unseren Interessen personalisieren.

Die Basis dieses Transports von Urbanität in die Virtualität war stationäre digitale Vernetzung. Erst die Durchsetzung mobiler digitaler Vernetzung in den 2000er Jahren schuf dann auch die Voraussetzungen für die zweite große Tendenz: die Überlagerung von Stadt und Land mit augmentierenden Datenstrukturen. Den Startschuss gab die Freigabe der Daten militärischer GPS-Satelliten mit der notwendigen Genauigkeit auch für zivile Nutzung. In Verbindung mit dem Ausbau von WLAN-Hotspots und vor allem Mobil-funknetzen legen sich seitdem über die Infrastruktur der materiellen Welt digitale Kommunikations- und Transportnetze.

Mit ihnen verändern sich die sozialen Praktiken. Denn solange öffentliche Informationsangebote sich analoger Technologie bedienen, müssen sie standardisiert sein. Der Einzelne erhält so statistisch unentwegt vor allem Informationen, die er nicht oder gerade nicht braucht: Wegweisungen zu Orten, an die er nicht will, Neonreklamen zu Produkten, die ihn nicht interessieren usw. Die sich gegenwärtig vollziehende Augmentierung des Realraums durch digitale Hard- und Software zielt dagegen auf eine die natürlichen Wahrnehmungsweisen transzendierende virtuelle Präsenz, wie sie im Datenraum entsteht. Thetisch gesagt: Die Stadtland-Räume, in denen wir uns bewegen, lassen sich zunehmend wie zuvor nur Daten-räume durchsuchen und mit selektierten Daten überlegen.

Analoge Urbanität war – und ist, wo es sie noch gibt, also immer dann, wenn wir sie unverbunden wahrnehmen – öffentlich und bietet jedem das Gleiche. Virtuelle Urbanität hingegen verlegt das Öffentliche in die Privat-sphäre – zum Beispiel Wegweisungen, Reklamen oder Unterhaltungs-angebote (in jedem Sinne). Damit erlaubt sie den Individuen die Perso-nalisierung ihrer Erfahrungen. Insofern die Bedeutung der materiellen Realität – ob Stadt oder Land – schwindet, verliert sich auch der katego-riale Gegensatz von Stadt und Land. Eine neue Zivilisation formt sich, in der – wie William J. Mitchell bereits 1996 in seinem Klassiker ‚City of Bits: Space, Place, and the Infobahn‘ schrieb – Geografie nicht mehr Schicksal sein muss.

3. Konsequenzen und Tendenzen

Fünf Charakteristika dieser herausziehenden digitalen Zivilisation lassen sich bereits skizzieren.

Erstens setzt sich arbiträre Globalisierung durch. Immer mehr Menschen verbringen ihren Tag in Telesphären – in elektronisch vermittelten Gemeinschaften aus Freunden und Kunden, geprägt von der Auseinandersetzung mit immateriellen Symbolen, Zahlenkolonnen, Bilderfolgen oder Textmengen. Zudem entortet die Verbilligung mobiler Vernetzung auch das Alltagsleben. Der Tendenz nach können wir von jedem Ort der Welt aus auf den gesamten Wissensbestand der Menschheit zugreifen und ebenso unentwegt mit anderen Menschen kommunizieren, wo er oder sie sich auch gerade aufhalten mögen. Immer weniger sind wir daher auf die angewiesen, die gerade neben uns sitzen, Fremde wie Freunde. Näher in jedem Sinne sind uns oft andere, die abwesend-anwesend sind. Das Ergebnis dieser arbiträren Globalisierung ist die Erzeugung einer durch Software gestifteten virtuellen Nähe, die der physischen Nähe an einem bestimmten Ort zunehmend den Rang ablauft.

Zweitens erleben wir im Wechselspiel zwischen dem Realraum, in dem sich unsere Körper befinden, mit dem Datenraum, in dem wir kommunizieren, die Durchsetzung eines komplementären Phänomens: arbiträre Lokalisierung. Mit der Nutzung individualisierter Unterhaltungs-, Informations- und Leitsysteme nach den Kriterien subjektiver Interessen geht kommunikativ eine historisch einmalige Augmentierung einher: Sozial oder geografisch Fremde können souverän Räume navigieren oder Angebote selektieren, wie es unter analogen Bedingungen erst nach langer Recherche oder mittels eingesehener Erfahrungen möglich ist. Das Ergebnis arbiträrer Lokalisierung ist insofern, dass wir alle, wie fremd uns Stadt oder Land auch sind, der Tendenz nach zu Instant Insidern werden können.

Drittens vollzieht sich vor unseren Augen eine weitere Stufe der Medialisierung von Öffentlichkeit. Vorindustriell hatten die Zeitgenossen Information und Unterhaltung primär an Orten zu suchen, die – wie Salon, Marktplätze, Kaffeehäuser, Lokale, Börsensäle, Theaterfoyers – insofern öffentlich waren, als keiner der Interagierenden an ihnen Privatheit beanspruchen konnte und vergleichsweise ungehinderter Zugang gesichert war. Grundkennzeichen öffentlicher Diskurse zwischen Renaissance und Moderne war daher, dass sie auf weitgehend gleichberechtigter persönlicher Interaktion beruhten und ihr Zentrum in den größeren Städten hatten.

Das änderte sich mit dem Aufkommen der industriellen Massenmedien. Nun kam es zur Zwischenschaltung technischer Medien – Massenpresse, Film, Radio, Fernsehen. Öffentliche Diskurse weiteten sich von vielen lokal zerstreuten zu nationalen. Damit verband sich einerseits der Vorteil einer Aufhebung der Beschränkungen von Geografie und Bildung. Andererseits teilte sich die Öffentlichkeit nun in Ungleichberechtigte, in wenige Sender und Millionen Empfänger, die am öffentlichen Diskurs zwar in der Stadt wie auf dem Land teilhaben konnten, aber eben nur als Leser, Zuhörer, Zuschauer.

Digitale Vernetzung leitet nun die Aufhebung dieser massenmedial geprägten Öffentlichkeit in neuen Formen virtueller und entorteter Öffentlichkeiten ein. Was entsteht, scheint die besonderen Qualitäten industriell-massenmedialer Öffentlichkeit – nämlich Fernkommunikation in Echtzeit und Privat-

heit – mit den besonderen Qualitäten vorindustriell-bürgerlicher Öffentlichkeit zu verbinden – nämlich gleichberechtigte Peer-to-Peer-Interaktion.

Viertens zeichnet sich die Ausbildung posturbaner Lebensformen ab. Erst mit der Industrialisierung gewann das soziale Leben ja die großstädtisch geprägte Kennlichkeit, die es für uns heute besitzt. Indem etwa Ausbau und Beschleunigung des Postwesens in Kombination mit Telegraf und Telefon über Distanzen psychische Nähe erzeugten, wurden die räumliche Entflechtung von Familien und das Getrenntleben der Generationen möglich. Nach 1900 erhöhte sich in Arbeit und Geschäftsleben die Reichweite individuellen Handelns drastisch. Bewohner von Stadt wie Land wandelten sich zu massenmedial geprägten Staatsbürgern. Kaum geringer dürften die gegenwärtigen Veränderungen ausfallen. Wie die Industrialisierung erzeugt nun die Digitalisierung einen neuen Menschentypus, dessen Verhaltensweisen und Weltsicht wesentlich von der Erfahrung der neuen Kommunikationsmöglichkeiten – Mittel, Medien, Formen – geprägt werden. Die Lebensweisen und Kommunikationsgewohnheiten in der digitalen Kultur dürften sich von denen des industriellen 20. Jahrhunderts so radikal unterscheiden wie diese einst von denen des 19. Jahrhunderts.

Zentral für diese posturbanen Lebensformen ist fünftens Glokalisierung. Sie resultiert aus der Kombination von virtueller Kenntnis des eigentlich Fremden – arbiträrer Lokalisierung – mit der virtuellen Nähe zum Fernen – arbiträrer Globalisierung. Glokalität ist insofern die medientechnisch gestiftete Erfahrung des permanenten Dazwischenseins. Wir können und müssen zugleich lokal und global denken, kommunizieren und vor allem handeln. Um allerdings erfolgreich Lokales und Nicht-Lokales, gar Globales zur Deckung zu bringen, haben wir mit mehr als einer lokalen Kultur vertraut zu sein. Ein Effekt von Glokalisierung ist daher die Notwendigkeit beziehungsweise Fähigkeit zum echtzeitigen Pendeln zwischen den Welten. Diejenigen, die das tun und können, habe ich vor über einem Jahrzehnt einmal als Echtzeit-Migranten bezeichnet, als Wanderer zwischen Stadt und Land, zwischen den Kulturen und Nationen.

In der gegenwärtigen Situation – der Verbindung großer Wanderungsbewegungen mit ubiquitären Smartphones, die es den Geflüchteten erlauben, steten audiovisuellen Kontakt mit denen zu halten, die in der alten Heimat zurückblieben – gewinnt dieser Begriff eine neue Facette. Uns alle verbindet mit den Migranten, die gegenwärtig bei uns ankommen, die Notwendigkeit, neue glokale Existenzweisen zu entwickeln; entlokalisierte, facettenreichere Identitäten. Nennen wir sie Hybriditäten: Unser aller Körper ist irgendwo – in diesem Dorf, in dieser Stadt –, und das halbe Leben findet zunehmend woanders statt. Vor unseren Augen und durch unser Handeln entsteht so eine neue Kultur. Es liegt an uns, sie ebenso kreativ wie human zu formen.

ZUKUNFTSFÄHIGES HANDELN IN STADTLAND.¹

Dr. Stefan Carsten
Zukunftsforscher und Stadtgeograf

ZUKUNFT und ZUKUNFTSFÄHIGKEIT

Zukunft kann nicht gewusst werden. Aber – sie kann gestaltet werden, auch wenn die theoretische Möglichkeit und die praktische Umsetzung mitunter weit auseinanderklaffen. Für den Historiker Lucian Hölscher gilt deswegen: „Unsere Abhängigkeit von der Zukunft hat [jedoch] zwei Seiten: Einerseits bildet die Zukunft den Freiheits- und Gestaltungsraum moderner Gesellschaften: Sie erscheint uns dann offen, schöpferisch, als Projektionsfläche für unsere Wünsche und Hoffnung; andererseits löst sie aber auch Ängste aus: Lässt sich das, was wir da entwerfen, was da auf uns zukommt, beherrschen?“² Sollten die Fragen, die wir an die Zukunft haben demnach nicht anders lauten? Sollten wir Zukunft überhaupt wissen? Können wir wissen, wie das gute, erstrebenswerte Leben in zehn oder in dreißig Jahren aussehen wird, aussehen sollte, auszusehen hat? Letztlich können wir diese Frage nicht beantworten. Aber ist es dann nicht ein Widerspruch, wenn wir sagen, dass wir sie gestalten können? Der Ökonom Günther Ortman sagt: „Die Zukunft, auf die wir uns einstellen, weicht unaufhörlich zurück.“³ Weder kennen wir die technischen Errungenschaften, noch die Bedingungen sozialer Erwünschtheit in der Zukunft. Wir müssen uns also weiter fragen: Welchem Ziel und welchen zukünftigen Bedingungen streben wir nach? Und wer soll diesen Pfad, auf welche Art und Weise verwirklichen? Ich frage mich, können wir nicht nur dann einen (Maßnahmen-)Weg einschlagen, wenn es sich auch lohnt, den Endpunkt, bzw. das Ziel dieses Weges zu kennen? Oder gilt das bedingungslose Gestalten und Handeln, ganz im Sinne von: „Lieber eine falsche Entscheidung als gar keine“? Und wie gehen wir vor dem Hintergrund all dieser Fragen mit den Ausprägungen im Hölscherschen Sinne um: Zukunft als Gestaltungsmittel vs. Zukunft als Resignationsmoment? Dieter Schöller hat dazu folgende Meinung: „Wer nicht weiß, was er will, wird verlieren. Seine Reise wird von irgendwoher nach nirgendwohin gehen.“⁴

- 1 Ich danke Ludwig Engel für die kritische Lektüre und inhaltliche wie redaktionelle Unterstützung.
- 2 Lucian Hölscher (2012): Utopie und Fortschritt – Die großen Erzählungen von einer besseren Welt. Vortrag bei der Gesellschaft für Zeitpolitik, 26.10.2012. Berlin.
- 3 Günther Ortman (2012): Noch nicht. Nicht mehr. Vom Gleiten der Zukunft. In: Revue für postheroisches Management, Heft 9, S. 29.
- 4 Dieter Schöller (1990): Leitbilder für den ländlichen Raum. In: Alois Glück & Holger Magel (Hrsg.): Das Land hat Zukunft. Neue Perspektiven für ländliche Räume. München, S. 35.

Es ist offensichtlich, dass es vor diesem Hintergrund kaum möglich ist, die Zukunft von STADTLAND heute zu antizipieren. Nun sind jedoch PLANUNG und Zukunft untrennbar miteinander verwoben. PLANUNG ist, so wie ich es verstehe, ein komplexes Produkt aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das mithilfe eines Prozesses strukturiert und aufbereitet wird, um einen bestimmten Zukunftszustand zu erreichen. Über die Vergangenheit wissen wir einigermaßen Bescheid, die Gegenwart zu verstehen und zu deuten ist bereits schwierig und eigentlich kaum möglich. Und die Zukunft ... weicht unaufhörlich zurück.

Was bedeutet Zukunftsfähigkeit, wenn wir die Zukunft nicht kennen und wissen können? Der Soziologe Bernd Hamm spricht über die Notwendigkeit von Zukunftsaussagen als die Möglichkeit „die Mängel unserer Welt verstehen und relevante Fragen stellen zu können, als Hilfe beim Finden richtiger Entscheidungen“⁵. Zukunftsfähigkeit gestaltet sich als dynamischer Prozess, der offen ist und Korrekturfähigkeit verlangt, da Entscheidungen immer auf Menschen zurückgehen. Das ist bei statischen Fortschreibungen von Entwicklungen und Konzepten nur schwer korrigierbar bzw. nahezu irreversibel. Für die Stadtplaner Judith Innes & David Booher ist es wichtig festzustellen, dass es nicht um einen tatsächlichen zukünftigen Ausprägungszustand geht, sondern um die Gestaltung eines Prozesses, in dem die Akteure in der Lage sind, zukunftsfähige Entwicklungen zu initiieren.⁶ Ich folge dabei diesen Hinweisen und verstehe Zukunftsfähigkeit als einen Prozess zur Verinnerlichung von Zukünften und damit einem bewuss-



- 5 Bernd Hamm (1996): Struktur moderner Gesellschaften. In: Ökologische Soziologie, Bd. 1, Opladen, S. 26.
- 6 Judith E. Innes & David E. Booher (1997): Metropolitan Development as a Complex System. A New Approach to Sustainability. In: IURD Working Papers, No. 669. Institute of Urban and Regional Development (University of California). Berkeley, S. 12.

ten Handeln unter den Bedingungen von Unsicherheit und Komplexität. Eine zukunftsfähige Entwicklung ist somit ein in die Zukunft gerichteter, dynamischer, iterativer Prozess der Veränderung in Richtung eines erstrebenswerten Zustandes. Dieser erstrebenswerte Zustand ist reversibel.⁷ Dem Prozess wird genauso wie dem Begriff eine funktionale, zeitliche und räumliche Flexibilität unterstellt, indem eine immer wieder in Frage zu stellende Zukunftsfähigkeit als Maxime einer eingeschlagenen Entwicklungsrichtung angesehen wird. Die an solchen Prozessen beteiligten Anspruchsgruppen sind somit immer wieder aufgefordert, sich die Frage zu stellen: Ist unser Handeln zukunftsfähig? Müssen wir die bestehenden Prozesse an neuartige Umfeldbedingungen adaptieren?

Spekulative Praxis

An dieser Stelle möchte ich kurz auf zwei Projekte eingehen, mit denen ich derzeit beschäftigt bin und die beide um die Begriffe Zukunft und Zukunftsfähigkeit kreisen: Zum einen das neue geschaffene ExWoSt-Forschungsfeld ‚Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen‘⁸. Und zum zweiten das Projekt ‚Baukulturatlas Deutschland 2050‘⁹, das in Kürze unter dem Titel veröffentlicht wird: ‚Spekulationen Transformationen – Überlegungen zur Zukunft von Deutschlands Städten und Regionen.‘ Beide Projekte firmieren unter der Auftraggeberschaft von BMUB und BBSR und beide passen sehr gut in den Rahmen und in den Gestaltungsauftrag der IBA Thüringen.

Das ExWoSt-Forschungsfeld ‚Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen‘ stellt die besondere Situation von kleinen Städten in peripheren Lagen in den Mittelpunkt. Dazu wurden im Sommer 2015 acht Kleinstädte als Modellvorhaben ausgewählt¹⁰. Ziel ist es, die wirtschaftlichen, sozialen und demografischen Rahmenbedingungen dieser Städte zu untersuchen und Entwicklungsmöglichkeiten zu identifizieren. Das Forschungsprojekt soll der Bedeutung der Kleinstädte in peripheren Lagen Rechnung tragen und gleichzeitig eine Lücke in der Stadtforschung in Deutschland schließen. 12% der deutschen Bevölkerung lebt in den 918 Kleinstädten, die sich nach oben genannter Definition in peripheren und sehr peripheren Lagen befinden.

Im deutschen Siedlungssystem nehmen Kleinstädte in peripheren Lagen eine sehr wichtige Rolle ein: als Versorgungs-, Kommunikations- und Stabilitätsanker für ihr Umfeld. Schließlich ist die Aufrechterhaltung der Funktionen vor Ort und für das jeweilige Umland unter den Bedingungen von knappen Haushalten und Abwanderung zunehmend schwieriger, bzw. mitunter kaum noch möglich. Für einen Zeitraum von drei Jahren können die ausgewählten Kommunen ihre Entwicklungspotenziale identifizieren und Zukunftsszenarien für sich und ihr Umfeld entwickeln. Die Aufgabe lautet nunmehr, acht lokale Zukunftsprozesse aufzusetzen, die sich mit den lokalen Gegebenheiten vor Ort im Status Quo auseinandersetzen, einen geeigneten Teilnehmerkreis identifizieren, um mit diesen gemeinsam alternative Zukünfte zu entwickeln und Handlungsmaßnahmen abzuleiten. Diese Städte werden ihre eigenen Zukünfte erfahren. Die IBA Thüringen könnte ob der besonderen räumlichen Situation, mit einem Ohr die Entwicklungen im Forschungsfeld im Allgemeinen und in Bad Lobenstein im Speziellen verfolgen, um Folgerungen für die weitere Arbeit zu identifizieren.

7 Stefan Carsten (2005): Zukunftsfähiges Handeln in Stadtregionen. Norderstedt.

8 Weitere Informationen zum Forschungsfeld: www.exwost-kleinstaedte.de (abgerufen 28.9.2015). Der Autor ist Mitglied im Expertenkreis.

9 Im Erscheinen: M. Böttger/S. Carsten/L. Engel: Spekulationen Transformationen. Überlegungen zur Zukunft von Deutschlands Städten und Regionen. Lars Müller Publishers, Zürich 2016.

10 U.a. gehört die Stadt Bad Lobenstein zu den Modellstädten.

Das Projekt ‚Baukulturatlas Deutschland 2050‘ möchte ich nutzen, um sowohl den Prozess etwas näher zu beleuchten als auch die thematischen Entwicklungstendenzen aufzuzeigen mit denen Deutschland zukünftig konfrontiert sein könnte. ‚Baukultur‘ umfasst gemeinhin die Herstellung und den Umgang mit der ‚gebauten Umwelt‘. Das hier vorgestellte Projekt hat eine erweiterte Definition des Begriffs angewendet, indem Baukultur nicht ausschließlich als gebaute, sondern als ‚gelebte Umwelt‘ zu verstehen ist. Dieses erweiterte Verständnis bezieht soziale Sinngabungsprozesse mit ein, die durch Nutzung, Herstellung und Wahrnehmung Gebauten in Gelebtes wandeln. Damit verändert sich nicht nur der Blick auf die Akteure, die an baukulturellen Prozessen beteiligt sind, vielmehr wird Baukultur in einen ganzheitlichen Kontext eingebettet.

Ausgangshypothese der Konzeption war: Wir können nicht wissen, wie sich Baukultur in Deutschland 2050 darstellen wird, wir können aber Strategien und Leitbilder entwickeln, mit denen wir Baukultur beeinflussen und gestalten können, in dem Wissen, dass die entwickelten Optionen aus der gegenwärtigen Perspektive abgeleitet wurden. Mit der Erweiterung des Betrachtungshorizonts auf 20 bis 40 Jahre wurde bewusst eine Interpretation gewagt, die über vermeintlich gesicherte Prognosen hinausgeht. Diese ausgearbeiteten Zukünfte waren die Grundlage für die Entwicklung von raumspezifischen Szenarien. Die alternativen Szenarien verdeutlichten die komplexen Entwicklungsprozesse sowie die Interdependenzen der darin wirkenden Faktoren. Die Experten erarbeiteten drei Zukunftsszenarien mit den Arbeitstiteln: Integralland, Wattland und Netzland.

Im Szenario Integralland ist Deutschland ein ökologisch-kommunitarisches Einwanderungsland, das dem größten Teil seiner Bevölkerung Zugang zu hochwertigen Bildungsangeboten in einer stabilen und durch bürgerschaftliches Engagement geprägten Demokratie bietet. Es leben im Jahr 2050 immerhin 85 Mio. Menschen in Deutschland. Die föderale Struktur hat sich auf fünf Verwaltungseinheiten (Nord-, Ost-, Zentral-, West- und Süddeutschland) verschlankt und regional spezialisiert. Fast alle Einwohner leben in Städten. Durch planwirtschaftliches Sektorenmanagement und Zuzugsbeschränkungen in einwohnerstarken Metropolregionen und einer positiven Stimmung gegenüber Fremden hat sich der Zuzug nicht nur auf einige Großstädte konzentriert, sondern die Ausbreitung von kleinen Städten und kompakten Landgemeinden über ganz Deutschland gefördert. Deutschlands Städte sind heute kompakt, mit attraktiven urbanen Zentren und lokalem Flair.

Im Szenario Wattland ist Deutschland eine Dienstleistungsökonomie und Wissensgesellschaft mit hohem Energiebedarf. Eine zweite – digitale – Lebenswelt liegt über dem Land und seinen Städten und bestimmt das Handeln der Menschen. Wissen ist global und frei zugänglich in Datenbanken verfügbar, Algorithmen sind Macht, Großindustrien befinden sich im Niedergang. Stattdessen haben dezentral organisierte, beliebig skalierbare automatische Produktionsweisen die Lebenswelten der Bewohner grundlegend verändert. Zumeist digitale Bildungsangebote sowie eine staatlich organisierte Gesundheitsversorgung beschenken Deutschland einen konstanten Zuzug, vor allem aus den Krisenregionen der Erde. Deutschland hat 75 Mio. Einwohner. Die zentrale Triebkraft der Gesellschaft ist nicht mehr der Euro, sondern das Watt: die Energie – ein stets knappes Gut.

Im Szenario Netzland ist Deutschland eine Energie, Rohstoffe, Lebensmittel und Wasser exportierende Nation. Mit den Einkünften aus Ressourcenverkäufen kann das Land dem größten Teil seiner geschrumpften und alten Bevölkerung ein gesichertes Leben ermöglichen. Es hat noch 65 Mio. Einwohner. Entlang des von wenigen Großunternehmen kontrollierten Verkehrs- und Energieinfrastrukturnetzes ist eine Superstruktur entstanden, in der fast die gesamte Bevölkerung lebt. Diese Infrastrukturkorridore verbinden Groß- und Mittelstädte und bündeln neben Energie- und Wasserversorgung auch Kommunikation, Handel und Verkehr. Neu urbanisierte Bänder – von den Energie- und Ressourcenunternehmen errichtet – reihen sich als Arbeits-, Wohn- und Schlafstätten entlang dieser Korridore und lassen ehemalige Stadt- und Landesgrenzen verschwimmen. RURALE RÄUME und Kleinstädte, die keinen Anschluss an die Superstruktur gefunden haben, sind entweder in Energielandschaften mit Solar- und Windparks transformiert, durch wasserintensive Landwirtschaft und Fischzucht ersetzt, von Energiespeicherseen geflutet oder verlassen worden.

Im Anschluss wurden die Szenarien mit konkreten Orten und Räumen konfrontiert. Dafür wurden zuvor eine Reihe von Räumen und Orten bestimmt, die als Grundlage der regionalen und lokalen Interpretation verwendet wurden. Diese Räume und Orte wurden unter Zurhilfenahme je einer forschungsleitenden Fragestellung analysiert:

Metropolregion Hamburg – Wie vernetzt sich die wachsende Metropolregion Hamburg?

Offenbach, Hessen – Was macht den sozialen Raum in Offenbach aus?

Völklingen, Saarland – Wovon lebt das postmontane Völklingen?

Ludwigsburg, Baden-Württemberg – Wer lebt und arbeitet wie im wohlständischen und wachsenden Ludwigsburg?

Saale-Orla-Kreis, Thüringen – Wie wertvoll ist der ländliche Raum?

Kitzscher, Sachsen – Wer lebt und arbeitet im schrumpfenden Vorort Kitzscher?

Die so entstandenen Szenariowelten wurden auf Basis möglicher gegenwärtiger Handlungsfelder interpretiert, um robuste, das heißt über alle Szenarien gültige, Handlungskonsequenzen abzuleiten. Dadurch war es möglich, zukünftige Entwicklungen im Heute zu verorten und baukulturelle Konsequenzen zu identifizieren. Dafür wurde der Begriff Paradigma verwendet. Die Paradigmen beschreiben drei in allen lokalen Szenariowelten identifizierte thematische Wirkungssysteme. Die Paradigmen stellen somit eine Synthese der Analyse des Status Quo und der Spekulationen dar. Hierbei sollen die zentralen Entwicklungsparadigmen aufgezeigt werden, die die Baukultur in Deutschland über die nächsten Dekaden prägen und beeinflussen könnten. Die Paradigmen weisen in der Erzählung auf Indikatoren und Signale hin, die es hinsichtlich einer lokalen Ausgestaltung zu beobachten gilt. Ziel der Paradigmen ist es, handlungsfähig zu werden und in die Zukunftsgestaltung einzugreifen. Die Paradigmen bilden hierfür die Brücke aus der Zukunft (Spekulation) zurück in die Gegenwart. Sie lauten: Alternative Wohlstandsmodelle, Erneuerbare Energiewelten und Dezentrale Produktionsweisen. Sie alle zeigen heute schon Signale möglicher Entwicklungsfähigkeit. Die Signale können politischer, wirtschaftlicher, technologischer oder sozialer Art sein. Genauso variieren die Akteure der Umsetzung.

Das Paradigma ‚Alternative Wohlstandsmodelle‘ versucht die Unzulänglichkeiten des vorherrschenden Wirtschafts- und Wachstumssystems zu überwinden, dessen zentrale Zielgröße die Steigerung des Bruttoinlandsprodukts ist. Es thematisiert die zunehmende soziale Ungleichheit in Deutschland bei gleichzeitigem wirtschaftlichem Erfolg. Es ist somit ein erweitertes Verständnis des Gesellschaftsmodells, um nachhaltige soziale und ökonomische Aspekte des Miteinanders zu initiieren, damit sich die Lebensqualität in Stadt und Region wirklich – und nicht nur quantitativ messbar – verbessert. Für die Politologin Maja Göpel meint dies: „Es ist nicht notwendig, dass die Wirtschaft weiterwächst, damit wir unsere Lebensqualität weiter steigern können.“¹¹ Immer mehr Bewohner einer Stadt sind mit ihren Lebensumfeldern unzufrieden und gestalten ihre Nachbarschaften nach ihren Vorstellungen.

Das Paradigma beschreibt somit einen Transformationsprozess, der eng an eine Neuverhandlung tradierter Vorstellungen von Wohlstand, Wachstum und Lebensqualität anknüpft. Neben den treibenden Akteuren dieser Entwicklung geht es auch um die Frage, welche Strukturen Wohlstand bedingen und wie diese mit Wachstum zusammen hängen. Welches Wohlstandsmodell könnte nachhaltige soziale und ökonomische Aspekte des Miteinanders initiieren und die Lebensqualität wirklich verbessern? Gestaltungselemente und Veränderungen für die Förderung und Umsetzung alternativer Wohlstandsmodelle könnten sein: Umwidmung von privaten zu öffentlichen Räumen, Pflege und Sicherung von Gemeingütern, Förderung von alternativen Bau- und Wohnprojekten, Erhaltung von Freiräumen für urbane Landwirtschaft, Kommunikation und Kultur, Einsetzung eines Grundeinkommens, Förderung lokaler Mobilität, solidarische Landwirtschaft, Zulassen von neuen Rollenbildern.

‚Erneuerbare Energiewelten‘ beschreiben eine gesamtgesellschaftliche Transformation, die Deutschland nachhaltig verändern wird. Der Ausbau erneuerbarer Energien verwandelt Deutschland schon jetzt in Regionen, deren Wert sich an den lokal wirtschaftlich nutzbaren Energiepotentialen des Windes, der Sonne und des Wassers orientieren. Neue Energiewelten meint eine Transformation hin zu alternativen Formen der Energiegewinnung und -distribution in Städten und Regionen. Dies führt dauerhaft zu einem Überschuss an Energie, weil technische, organisatorische und ökonomische Entwicklungen erneuerbare Energien ubiquitär verfügbar machen. Der Architekt Ludger Hovestadt sagt dazu „Wir haben kein Energieproblem. Woran es uns fehlt, ist die Fantasie, uns eine andere Energie- realität vorzustellen. Energie ist nicht eine Frage von Ressourcen, sondern von Logistik, also dem richtigen Zusammenspiel von Energieerzeugung, -verwahrung und -benutzung.“¹²

Dies ist jedoch mit starken raumwirksamen Konsequenzen verbunden. Im Zuge des Ausbaus von erneuerbaren Energien gewinnt der dünnbesiedelte ländliche Raum als Erzeugerregion wieder an Bedeutung. Die neuen Energielandschaften stellen die bestehenden Vorstellungen von Kulturlandschaft und ihre Wahrnehmungen in Frage. Zukünftig wird es darum gehen, die kulturelle Zuschreibung von Land und Raum neu zu definieren. Neben großräumlichen Energieinfrastrukturen stehen dabei auch dezentrale Lösungen im Fokus, die eine Rückkehr zu kleinräumlichen und verbrauchsnahe, also dezentral organisierten, Energiesystemen ermöglichen. Energiekonzerne stehen vor umfassenden Neustrukturierungen, wenn nicht gar vor dem

11 Maja Göpel (2013): Die Zukunft wird rund: florierende Mensch-Umwelträume als Schlüssel für zukunftsgerechten Wohlstand. Vortrag Zukunftswerkstatt #3, Baukulturatlas Deutschland 2030/2050, 28.11.2013. Berlin.

12 Ludger Hovestadt (2013): Neue Energiewelten. Vortrag Zukunftswerkstatt #3, Baukulturatlas Deutschland 2030/2050, 27.11.2013. Berlin

Aus, weil Kommunen und dezentrale Versorger ihre eigene Energiewende gestalten. Wie werden sich die Stadt-Umland-Beziehungen, aber auch die Beziehungen zwischen Stadt und Land verändern? Welche baukulturellen Konsequenzen müssen wir vordenken unter den Bedingungen von den Einwirkungen des Klimawandels, der weiteren Digitalisierung der Gesellschaft, der Entwicklung neuer Speichersysteme, der Umsetzung von nachhaltigen Bauweisen und der Diffusion von Elektromobilität, bzw. von alternativen Antrieben?

„Dezentrale Produktionsweisen“ markieren eine neue Phase von Produktion und Konsum. Global verfügbares Wissen und automatisierte Prozesse ermöglichen schon heute kleinteilige, kollaborative, weniger lineare und weniger hierarchisch organisierte Produktionsmodi. Dies bedingt auch eine räumliche Kräfteverschiebung: Einige Räume erlangen eine neue Art von Zentralität, andere driften ins digitale Nirgendwo. Dies geschieht im Kleinen wie im Großen. Für den Stadtplaner Matthijs Bouw bedeutet dies: „Unter den Bedingungen von dezentralen Produktionsweisen wird es nur bedingt eine physische Mobilität von Produkten und Menschen geben, virtuelle Mobilität hingegen wird uneingeschränkt ausgeübt. In der Folge werden kleinteilige, individuelle Entwicklungsräume in Deutschland ent-



stehen.“¹³ Die Prinzipien des Wirtschaftens werden grundsätzlich anders sein als heute. Unternehmen verändern ihre Geschäftsmodelle, weil die digitalen Möglichkeiten, mit einer Kultur des Teilens einhergehen. Oder handelt es sich lediglich um eine privilegierte digitale Elite, die von den neuen Möglichkeiten profitiert? Diese Aushandlungsprozesse verlangen nach einer neuen Ethik, da eine destruktive Ausbeutung der technischen Möglichkeiten allzu leicht möglich ist. Es braucht einen Diskurs über die Optionen und Grenzen im Umgang mit den gewandelten Bedingungen. Nicht nur, dass sich Konsumenten in Entwicklungs- und Fertigungsprozesse einbringen, sie entwickeln darüber hinaus eine Form des Machens und des Gestaltens, auf der Basis von Plattformen, Netzwerken und des kollaborativen Miteinanders. Die Mobilitätsmuster verändern sich, nicht weil es Planung so will, sondern weil neue Angebote neue Nachfragen entstehen lassen. In dieser Welt sind die Prinzipien des Raummachens, unabhängig davon, ob es Wohnraum, Verkehrsraum oder Produktionsraum ist, andere als in Vergangenheit und Gegenwart. Weil die Ausgestaltung der technischen Umwelten eine neue Form von Lokalität in einer globalen Welt hervorbringt, in die jeder Einzelne sich auf Grund der Errungenschaften von Digitalisierung, Virtualisierung und Autonomisierung gestaltend einzubringen vermag.

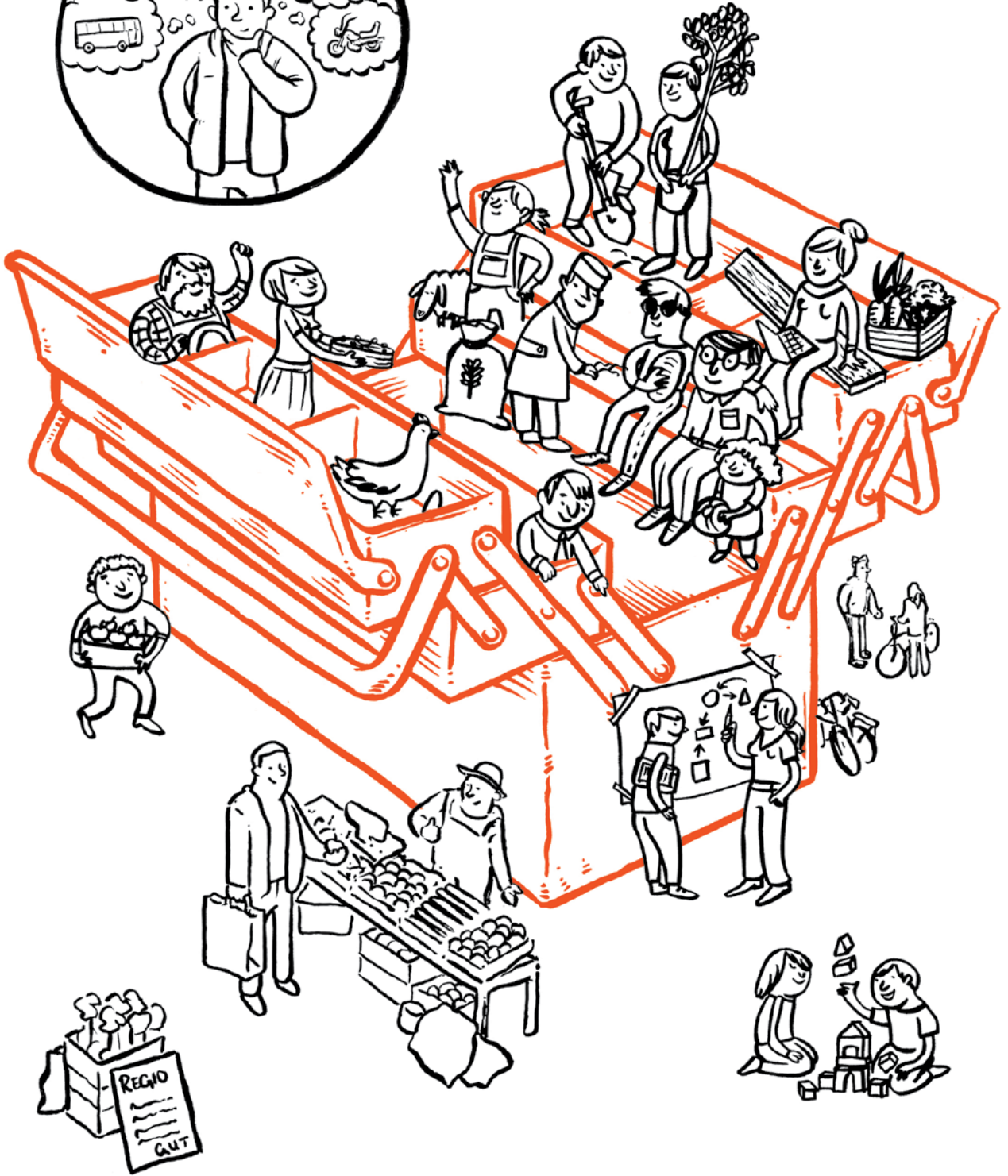
Denken in Zukünften – Handeln im Jetzt

Für den Architekt und Stadtplaner Yona Friedman ist eine zentrale Ableitung für eine gerichtete Planungspraxis: „Starre Planungen sind immer fehlerhaft und – noch schlimmer – sie lassen keinen Raum, um die Fehler zu korrigieren. Wir sollten vielleicht mehr offen lassen und mehr improvisieren. Die Menschen könnten dann freier agieren.“¹⁴ Gerade auf raumwirksame Dynamiken abzielende Zukunftsprozesse sollten Akteure verschiedenster Disziplinen und Herkunft zusammenführen, um eine Auseinandersetzung mit zukünftigen Alternativen zu gegenwärtigen Entwicklungstrends zu ermöglichen und Handlungsoptionen zu identifizieren. Die spekulative Analyse von Entwicklungsperspektiven schafft im Rahmen von zukunftsorientierten Projekten einen Kommunikationsraum auf Zeit und damit auch geistigen Freiraum, um andere Formen der Zusammenarbeit und des gemeinsamen Nachdenkens zu erforschen. Neben Transdisziplinarität ist auch die frühzeitige Einbindung von lokaler Expertise von hoher Bedeutung, denn allein unter Berücksichtigung lokaler Perspektiven, Akteure und Kontexten ist es möglich, abstrakte Handlungsoptionen in lokal relevante Gestaltungselemente zu übersetzen. Alle am Prozess Beteiligten erlangen über den Umweg der spekulativen Zukünfte ein besseres Verständnis für die Gegenwart, indem sie ihre gegenwärtigen Zukunftsannahmen explizit formulieren und zur Diskussion stellen. Die gemeinsame Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Komplexität macht außerdem deutlich, dass es, neben Veränderungen im Kleinen und Lokalen, übergeordnete Handlungsmaximen, ‚Leitplanken‘, braucht, die in der Lage sind, das im Kleinen erfolgreich Erprobte zu skalieren und zu verbreiten. Es gilt, diese Eingriffe im Kleinen – verstanden als taktische Maßnahmen – an einer Strategie zu orientieren und weiterzuentwickeln, die sich in ihrer multioptionalen Ausgestaltung als ‚Zukünfte‘ und nicht als ‚Vision‘ präsentiert. Transformation gelingt nicht über starre Masterpläne, sondern über die Formulierung langfristiger Ziele und Optionen auf einer relevanten gesellschaftlichen Basis, die durchaus widersprüchlich sein können und deren Rahmenbedingungen kontinuierlich neu gedacht und neu verhandelt werden müssen.

13 Matthijs Bouw (2013): Booklet Baukulturatlas Deutschland 2030/2050. Vortrag Zukunftswerkstatt #3, Baukulturatlas Deutschland 2030/2050, 27.11.2013. Berlin.

14 Yona Friedman (2008): Am Strand. In: Friedrich von Borries et al.: „Bessere Zukunft? Auf der Suche nach den Räumen von Morgen“. Berlin, S. 18-25.

Neben den methodischen Aspekten sind natürlich die inhaltlichen Konsequenzen für die IBA Thüringen relevant. Sie zeigen, dass das traditionelle Verständnis von Wachstum und Schrumpfung, Zentrum und Peripherie, Zentralität und Dezentralität, Ordnung und Chaos sowie Kollektiv und Individuum gerade vor dem Hintergrund von STADTLAND neu zu denken ist. Die gezeigten Entwicklungsverläufe deuten eine Alternative an, die im Rahmen der IBA Thüringen diskutiert werden sollte. Braucht es Wachstum für eine hohe Lebensqualität? Aus welcher Perspektive werden die Konzepte von Zentrum und Peripherie diskutiert? Was bedeutet dezentrale Produktion für eine vermeintliche Peripherie? Während Dezentralität als Voraussetzung für eine funktionierende Energiewende angesehen wird und eine zentrale Lage womöglich nur unter Wachstumsbedingungen relevant ist. Und hat nicht das Individuum in Zukunft viel größere Gestaltungsmöglichkeiten, als dies in Zeiten der Metropolisierung heute gedacht wird? Diese Möglichkeiten können ortsunabhängig ausgeübt werden, weil es ubiquitäre Zugänge an nahezu jedem Ort geben wird. Diese Fragen beinhalten mein Verständnis für eine spannende und wichtige Gestaltungsaufgabe, die der IBA Thüringen auf ihrem weiteren Weg bevorsteht.



3 METHODEN. WIE GEHT STADTLAND?

Gesellschaftlichen Veränderungen und dem Klimawandel muss ‚by design, not by disaster‘ begegnet werden. Etablierte Lebens- und Konsumweisen sind zumeist nicht ‚enkeltauglich‘ und bedürfen einer Korrektur. Dazu sind neue Organisationsformen von Gemeinschaften und Räumen erforderlich. Das kann das Projekt sein, das ein Leben in einer Gemeinschaft anstrebt, um so mit vorhandenen Ressourcen auszukommen und einen Interessensausgleich mit einer Optimierung von Räumen und Nutzungen zu verbinden. Oder es kann die Initiative sein, die über das Thema Landwirtschaft direkte Bezüge zwischen Verbraucher und Produzent, zwischen Stadt und Land schafft und nebenbei das Wiederholungsprinzip, hier über den Lebenszyklus der Natur, als Voraussetzung für Aneignung und Identifikation mit Räumen etabliert. Trotz allem wird auch materieller Verzicht nötig sein. Statt nur zu erfinden, muss auch bewahrt und entfernt werden. Wie das trotzdem mit einer Fortschrittsidee übereinstimmen kann und Lebensqualität oder Standards bewahrt oder anders bewertet werden können, muss eine Aufgabe der IBA sein.

NEUSTART SCHWEIZ – FÜR MEHR LEBENSQUALITÄT BEI WENIGER RESSOURCEN- VERBRAUCH.

Thomas Gröbly
Ethiker

Weniger Energie und weniger Ressourcen sind die Zukunft! Kaum jemand widerspricht diesen Forderungen. Nur, wie gelangen wir dahin? Besser isolierte Häuser, Recycling oder Elektroautos sind zwar sinnvoll, reichen aber bei weitem nicht, die existentiell notwendigen Reduktionsziele zu erreichen. Den Verbrauch müssen wir heute um 80 Prozent verringern und langfristig vollständig auf fossile Energieträger verzichten. Ähnliches gilt für alle nicht-erneuerbaren Ressourcen. Und dies aus mehreren Gründen. Die Klimaerwärmung kann nur gestoppt werden, wenn wir 80 Prozent der noch verfügbaren Öl-, Gas- und Kohlevorkommen im Boden lassen. Zudem besteht weltweit eine eklatante Ungleichheit. Die Industrieländer konsumieren ein Mehrfaches der Länder des Südens. Das Gebot der Gerechtigkeit verlangt eine Reduktion bei uns. Zum Dritten ist eine Abkehr von der fossilen Wirtschaft eine Forderung der Vernunft, denn nur so kann die Abhängigkeit reduziert und die Resilienz erhöht werden. Zudem leben wir auf Kosten unserer Enkel und Urenkel, welche eine schwere Hypothek zu tragen haben. Das Konzept der Nachhaltigkeit war ursprünglich radikal, ist aber durch die Popularität zu einem Plastikwort geworden. Es suggeriert, dass alle gewinnen können. Das geht aber nicht. Es wird Verlierer geben oder positiv gewendet: Die Transformation ist tiefgreifend und kann keine Rücksicht auf Privilegien und Bequemlichkeiten nehmen. Es gilt also, die Chance zu packen, und in kleinen und radikalen Schritten Teil der Lösung zu werden.

Weitermachen wie bisher ist keine Option!

Das Modell von lebenswerten Nachbarschaften bei weniger Ressourcenverbrauch ist ein möglicher Schritt. Gegenwärtig haben wir die vier Lebensbereiche Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Konsum auseinander gerissen und dazwischen gibt es große Strecken. Straßen und Bahn verbinden die Bereiche, führen aber nicht nur zu Bodenversiegelung und hohem Energieverbrauch, sondern auch zu Lärm, Stress und sinnlosem Zeitverlust

im Stau. Wollen wir unseren Fußabdruck ernsthaft reduzieren, bleibt uns keine Wahl: Es braucht eine Strukturreform, und das Modell von lebenswerten Nachbarschaften von Neustart Schweiz ist ein Ansatz dazu. Ich kann einen großen Teil meiner Bedürfnisse vor Ort befriedigen, sowie Stress und Zeitverlust reduzieren.

Es gibt allerdings massive Widerstände gegen solche Projekte. Die ökonomischen Krisen will man immer noch mit Wachstum lösen. Die Finanzindustrie, die sich mehr und mehr von der Realwirtschaft abkoppelt, erzeugt auf der Suche nach Rendite unglaubliche Zwänge. Da kaum neue Märkte und neue Länder zu erobern sind, wird Wachstum dadurch erzeugt, indem Renditen aus allen möglichen Bereichen gesogen werden. Entsprechende Deregulierungen und Privatisierungen von ehemals öffentlichen Gütern werden mit der Effizienzsteigerung begründet: Patentierung von Pflanzen, Tieren oder Gensequenzen. Privatisierung von Saatgut, Wasser, Boden (Landgrabbing), Kriegen, Forschung, Bildung, Medien und Daten führen zum Abbau von Arbeitsrechten, Umweltstandards oder des Verbraucherschutzes. Die aktuell verhandelte ‚Transnationale Handels- und Investitionspartnerschaft‘ TTIP zwischen der EU und den USA ist ein Hinweis dazu. Leben wird zur Ware. Menschen werden in nützlich und überflüssig aufgeteilt. Die Zwänge sind groß und ein Ausweg scheint unmöglich. Zwar ist das Unbehagen bei vielen Menschen groß, aber auch Ohnmacht und Resignation. Die Folge ist die weit verbreitete Auffassung, dass erst eine Katastrophe uns zur Vernunft bringen wird. Das zeugt jedoch von einer kläglichen Mut- und Phantasielücke.



(Fast) alles in Pantoffeldistanz

Nehmen wir das Konzept von Nachhaltigkeit wirklich ernst, brauchen wir radikal neue Ansätze wie etwa das Modell von Neustart Schweiz. Ein Modell ist immer ein Ideal. Ein Neubau einer Nachbarschaft auf Landwirtschaftsland ist ausgeschlossen. Das Bebauen einer Brache oder ein Umbau einer bestehenden Siedlung oder eines Quartiers ist jedoch sinnvoll. Die Wohnfläche pro Kopf liegt bei etwa 20 Quadratmetern. Heute brauchen wir im Durchschnitt mehr als 50 Quadratmeter. Eine Nachbarschaft besteht aus 500 Menschen auf einem Hektar (10.000 Quadratmetern). Mehrere Nachbarschaften ergeben ein Quartier und mehrere Quartiere eine Stadt. Jede Nachbarschaft hat ein Mikrozentrum mit Läden für Lebensmittel, Bücher, Kleider und vieles mehr. Eine Rezeption hilft bei der Orientierung und Vermittlung von Arbeit und Kontakten. Kindertagesstätten, Bäckerei, zentrale Wäscherei, aber auch Bistros, Schwimmbad und vieles mehr ist möglich. Es gibt auch Werkstätten und Kleingewerbe. Die Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse soll in Pantoffeldistanz, also in etwa 5 Minuten, möglich sein. Ziel ist die Stärkung einer lokalen Wirtschaft, die mehr auf Kooperation statt auf Konkurrenz baut. Zu deren Stärkung wäre auch eine lokale Währung denkbar. Es ist keine Absage an globalen Austausch, im Gegenteil. Es gründet auf globaler Solidarität, will aber die Versorgung so weit es geht lokal und dezentral organisieren. Technologien mit größerem Kapitaleinsatz werden nach wie vor an wenigen Orten national oder auch global entwickelt und hergestellt.

Teilen statt Besitzen

Teilen statt Besitzen lautet das Motto: Jede Bewohnerin hat Zugang zu Gemeinschaftsräumen wie Werkstätten, Bibliothek, Fitnesscenter oder einem Billardraum. Da wir uns in diesen Räumen nur stundenweise aufhalten, eignen sie sich bestens für die gemeinsame Nutzung. Die relativ kleine Wohnfläche wird also durch den Zugang zu anderen Räumen relativiert. Für Gäste hat es Hotelzimmer, die man tageweise mieten kann. Die Grundrisse der Wohnungen sind vielfältig, damit Menschen mit verschiedenen Lebenssituationen und Lebenskonzepten darin wohnen können. Die große Durchmischung und Vielfalt verhindert die Ghettobildung. Die Anzahl von 500 Menschen erlaubt Diskretion und Privatsphäre und garantiert gleichzeitig eine hohe Verbindlichkeit.

Oikonomia – Haushaltsregeln für Mensch und Natur

Im Gegensatz zu den totalitären städtebaulichen Ideen etwa von Le Corbusier, sind die Nachbarschaften von Neustart Schweiz basisdemokratisch und am besten genossenschaftlich organisiert. Das ist zwar äußerst anspruchsvoll, aber der einzige Weg um die Selbstbestimmung und das Engagement jedes einzelnen zu stärken. Und das ist notwendig für das Gelingen. Ökonomisch versucht man, Boden und Wohnen der Spekulation zu entziehen und damit Zwänge zu reduzieren. Es ist ein unternehmerischer Ansatz mit einem großen Potenzial zur Relokalisierung der Wirtschaft und zur Stärkung des Selbermachens und der Subsistenz. Es ist auch ein Bekenntnis, dass wir die anstehenden globalen Herausforderungen nicht technisch lösen können, sondern sozial. Denn eine Technologie ist ohne Leben. Erst wenn sie in eine Kultur und in die Lebenswelt der Menschen eingebunden ist, kann sie zu einem Teil der Lösung werden.

Stadtland ist ein Muss

Unsere Ernährung verursacht mehr als 30 Prozent der globalen Umweltbelastungen und ist zudem auch für Hunger und Armut mitverantwortlich. Deshalb ist jede Nachbarschaft mit 500 Menschen an einen oder mehrere Bauernhöfe mit insgesamt 80 Hektar Land gekoppelt. Im Sinne der Solidarischen Landwirtschaft sind die Bezüge von Lebensmitteln vertraglich geregelt. Das gibt der Bäuerin finanzielle Sicherheit, verringert Lebensmittelabfälle und lange Transportwege, kann aber auch die Preise gering halten, da viele Zwischenhändler wegfallen. Zu verarbeitende Produkte können entweder im Dorf oder auch in der Stadt in kleinindustriellen, genossenschaftlich organisierten Unternehmen hergestellt werden. Solidarische Landwirtschaft hat aber auch soziale Bedeutung: Kinder können ihre Ferien auf dem Hof verbringen und mithelfen. Sie erfahren direkt, woher unsere Lebensmittel kommen und wie viel Arbeit es braucht. Damit wachsen die Wertschätzung und Dankbarkeit und somit auch Respekt und Verantwortung im Alltag.

By design, not by disaster

Verantwortung ist ein zartes Pflänzchen, wie alle unsere Werte. Je anonymere unsere Beziehungen, desto eher setze ich mit Macht meine Interessen durch. Nachbarschaften und andere Orte mit starken Beziehungen zwischen Menschen sind anspruchsvoll und manchmal mühsam. Aber hier werden Werte und Haltungen eingeübt. Das ist in unserer verrückten, gewalttätigen Welt nicht zu vernachlässigen. Die Ideen von Neustart Schweiz sind in der Tat gar nicht so neu. Vor der fossilen Ausbeutung, vor etwa 250 Jahren, waren Menschen gezwungen, sich an die physikalischen Grenzen zu halten und sich mit dem vor Ort Verfügbaren zu begnügen. Dahin müssen wir zurück. Sind wir clever, machen wir das by design und nicht by disaster. Es ist eine Befreiung vom Überfluss und führt zum „plünderungsfreien Glück“ wie es der Ökonom Niko Paech formuliert. Nachbarschaften mit hoher Lebensqualität, welche mithelfen, dass die vier Lebensbereiche Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Konsum zusammenrücken, sind an verschiedenen Orten bereits verwirklicht oder in Planung. Viele Städte und Gemeinschaften haben das Potenzial entdeckt und fördern entsprechende Projekte. Damit können wir der Wachstumsfalle entkommen. Die Realisierung verlangt jedoch Fantasie, Mut und neue Formen von Kooperation und Teilen.

Links

www.neustartschweiz.ch

www.ethik-labor.ch

www.nena1.ch

www.5im5i.ch

www.lebled.ch

www.o500.org

TASTE OF HEIMAT – REGIONAL ESSEN.

Valentin Thurn
Filmemacher

Bis ins 19. Jahrhundert ernährte sich die Stadt selbst – die Gärten waren in der Stadt und an den Stadtgrenzen, auch Tiere wurden mitten in der Stadt gehalten. Das ist jetzt aber nicht, was wir propagieren, dahin können wir nicht wieder zurück, aber was wir wollen ist, den Menschen eine Beziehung zu ihrem Essen zurückgeben.

Das heißt: Bei dem urbanen Gärtnern geht es nicht darum, wieder die Stadt zu 100% aus sich selbst heraus zu ernähren, sondern die Teilnehmer, die vielleicht nur einen Sommer lang Salatköpfe selbst gezogen haben, werden anders konsumieren. Auch der Direktkauf beim Bauern hilft bei der Überwindung der Entfremdung.

Die Zahl der Haushalte, in denen täglich warm gekocht wird, ist zwischen 2007 und 2013 von 75 auf 66 Prozent gesunken. Die Deutschen wenden unter der Woche täglich etwa 29 Minuten für Essensvorbereitung auf, Kaffee und Käsebrot inklusive, nur zwei Minuten mehr als die Amerikaner. Wir sind auf dem Weg zu einer Fast Food Nation, die Fertiggerichte aufwärmt und Tütensuppen verfeinert, und das Verlorene mit dem Schauen von immer mehr TV-Kochshows kompensiert.

Das schlimme daran ist: Mit jeder Minute, die wir am Herd einsparen, wächst unser Body Mass Index. Und es gibt eine noch schlimmere Folge: Die hochverarbeiteten Convenience-Produkte werden von großen Unternehmen hergestellt, die – um am Markt erfolgreich zu sein – einen enormen Preisdruck auf die Bauern ausüben. Die sind am Ende der Nahrungskette, und es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als auf weniger nachhaltige Massenproduktion umzustellen. Das gefährdet bei uns zunehmend Biodiversität und Bodenfruchtbarkeit, schlimm genug, aber viel schlimmer ist es, dass diese industrielle Form der Nahrungsproduktion anderswo auf der Welt Hunger erzeugt.

Ein komplexer Zusammenhang, den ich in meinem neuen Kinofilm ‚10 Milliarden‘ beschreibe. Die Recherche zum Film stand für mich am Ausgangspunkt, ‚Taste of Heimat‘ zu gründen. Die Region um Köln hat jetzt die Chance, zur ersten Modellregion in Deutschland zu werden, in der Verwaltung und Zivilgesellschaft versuchen, für das Thema Ernährung ein Konzept für die kommunale Ebene zu erarbeiten.

Beispiele aus dem Ausland zeigen, dass ein solcher ‚Ernährungsrat‘ viele Synergien freisetzt: Die Verwaltung allein kann nur durchsetzen, was die Politik beschließt, doch die braucht dafür Rückhalt in Bevölkerung und Wirtschaft.

Doch wie können wir unsere regionalen Ernährungsnetzwerke stärken, in einer Zeit in der eine Konzentrationswelle nach der anderen die ‚Kleinen‘ zerdrückt? Es gibt sicher keine einfache Lösung, denn die Menschen wollen sich nichts vorschreiben lassen, beim Essen schon gar nicht. Ich hatte zuvor Zahlen der Gesellschaft für Konsumforschung zitiert. Von ihr gibt es auch Statistiken, die Anlass zur Hoffnung geben. Die Zahl der Menschen, die sich um die Herkunft ihres Essens sorgen, hat im letzten Jahrzehnt auf rund 25% zugenommen und sich damit mehr als verdoppelt! Das heißt zwar auch, dass 75%, also die große Mehrheit, ihre Lebensmittel in erster Linie nach dem Preis auswählen. Aber die Minderheit, die wissen will, wo ihr Essen herkommt, wächst und wächst. Sicher, die Konsumenten sind schizophren, sie kaufen nicht alle Bio, aber sie sind ansprechbar für Fragen der Nachhaltigkeit und grundsätzlich bereit, für Qualität mehr Geld auszugeben.



Oberster Favorit derzeit: regionale Herkunft, direkt gefolgt von der Nachhaltigkeit bei der Herstellung, dann erst kommt Bio. Mehr Geld – schließen wir damit nicht ärmere Schichten aus? Ich denke nein, denn es geht letztendlich um Prioritäten beim Geldausgeben, das Thema ist Exklusion, meist nicht absolute Armut. Aber um das Gefühl, von diesem Trend ausgeschlossen zu sein, gar nicht erst entstehen zu lassen, sollten wir mit den Bemühungen um eine lokale Ernährungspolitik und -bildung unbedingt auch die weniger favorisierten Viertel berücksichtigen.

„Taste of Heimat“ hat im März 2015 alle Akteure in Köln und Umgebung zusammengerufen, rund 100 Interessierte sind ins technische Rathaus nach Deutz gekommen, Initiativen, Landwirte, Mitarbeiter der kommunalen Verwaltung. Die Idee stammt aus Nordamerika, nennt sich dort „food policy council“ und existiert auf breiter Ebene seit rund 15 Jahren in nahezu jedem Ballungsraum. Das Konzept wurde in den letzten Jahren auch in Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden übernommen.

In den meisten Ernährungsräten arbeitet die Verwaltung mit Organisationen aus der Zivilgesellschaft zusammen. Die Zusammensetzung und Rechtsform ist aber unterschiedlich, in einigen Kommunen ist es ein Gremium der Stadtverwaltung mit klaren Aufgaben und Kompetenzen, die ihm vom Stadtparlament verliehen wurden, in anderen ist es unabhängig und wirkt eher beratend.

Der erste Food Policy Council wurde schon 1982 gegründet, und zwar in Knoxville, USA. Bekannter aber sind die Ernährungsräte in Vancouver oder Toronto, Kanada. Dort wurde seit 2005 ein Grüngürtel geschützt, um Ackerland zu schaffen für die lokale Lebensmittelproduktion. Auf über 700.000 Hektar Land konnten 5500 landwirtschaftliche Betriebe erhalten oder neu angesiedelt werden, meist Familienbetriebe.

Der erste Rat in England wurde 2002 in der Region Brighton and Hove geschaffen und nennt sich „Food Partnership“. Mit 600 individuellen und institutionellen Mitgliedern ist er breit aufgestellt. Er erarbeitete eine detaillierte „Ernährungsstrategie“ für die Region. Ein Nachhaltigkeits-Team gibt nach Absprache mit den Zuständigen in der Stadtverwaltung Empfehlungen.

In London heißt der Rat „Food Board“. Sein ehrgeiziges Ziel, zur Olympiade 2012 in der Stadt 2012 neue urbane Gärten zu schaffen, wurde übererfüllt – es sind bereits 2334. Jetzt hat sich das Food Board ein neues ehrgeiziges Ziel gesteckt: „Growing a Million Meals“. Derzeit liefern die privaten und öffentlichen Gärten Londons Lebensmittel für 250.000 Mahlzeiten. Durch die Ausbildung von Gärtnern, die wiederum Privatleuten den Gemüseanbau erklären, soll sich die Menge vervierfachen – auf das Äquivalent von einer Million Mahlzeiten.

Das holländische Rotterdam folgte 2013, dort besteht der Rat aus 20 Experten, die den Stadtrat beraten. Der „Rotterdam Food Council“ soll Projekte zur urbanen Landwirtschaft in einer Ernährungsstrategie koordinieren, die Beziehungen von Stadt und Umland verbessern, die Gesundheit der Bürger fördern, u. a. durch verbesserte Bildung, und die Lebensmittelverschwendung verringern.

Viele der im März versammelten Akteure haben bereits großartige Vorarbeit geleistet – das Kölner Umweltamt mit den Öko-Märkten etwa, die Gemeinden Brühl und Bornheim mit ihrer Unterstützung für den blauen Spargel, das Naturgut Ophoven in Leverkusen mit seiner Kampagne ‚Ein Topf Heimat‘. Oder die Regionalvermarktung Bergisch pur, der Slow Food-Genussführer, der Kölner Gemeinschaftsgarten NeuLand, Einkaufsgenossenschaften wie die Food Assembly oder die FoodCoop, die Solidarischen Landwirtschaften in Bonn und Köln, Händler wie die Bauerntüte, Gastronomen wie die Swimmingpool GmbH, Landwirte, die zum Beispiel mit einem Hofladen direkt vermarkten, die ‚Ackerdemie‘, die Schulklassen einen nahegelegenen Acker betreuen lässt, oder oder oder.

Der regional organisierte Verein ‚Taste of Heimat‘ arbeitet, unter Beteiligung einer breiten Öffentlichkeit, an einem Politikziel für die Kommune Köln und möchte Ernährungspolitik zurück in kommunale Hände bringen. Faire Partnerschaften zwischen Kommunen und Bauern, einfache Zugänge für Städter zu lokalen Produkten aus bäuerlicher Landwirtschaft oder aber die Vereinfachung des Marktzugangs für kleine Landwirtschaftsbetriebe sind Alternativen zur immer weiter fortschreitenden Zentralisierung am Lebensmittelmarkt. Es ist die Grundlage für einen mentalen Wandel, der notwendig ist, um regionale Kreisläufe zu stärken und weiteren Kontrollverlust bei der Herkunft unserer Lebensmittel zu vermeiden.





4 MACHER. WER IST STADTLAND?

Oft braucht es engagierte Einzelpersonen mit starken Ideen, um Veränderungen anzustoßen: Jemanden, der im Kleinen Konventionen hinterfragt und den Bestand anders nutzt als üblich oder jemanden mit einer großen Zukunftsvision für ‚seinen‘ Ort. Oder es sind Kollektive wie Baugruppen, Vereine oder Bürgerinitiativen, die mutigere Wege einschlagen als professionelle Akteure. Oft müssen aber auch nur die Anderen aktiviert werden, denn zum Macher können und wollen dank Digitalisierung und wachsender Zugänglichkeit von Produktionsmitteln immer mehr Menschen werden. Jeder kann heute zum Hotelier oder Taxifahrer werden oder mit dem 3D-Drucker Gegenstände herstellen. Die gegenwärtigen Trends zum Gemeinschaftlichen und zum Selbermachen sind nur Ausdrücke dieser Entwicklung. Doch Macher sind auch diejenigen, die gerade nicht ‚innovativ‘ sind, sondern stattdessen wie Archäologen auf die Suche nach bereits vorhandenen Errungenschaften gehen, die beibehalten werden müssen. Letztendlich muss aber die Politik die Voraussetzungen schaffen, damit das Selbermachen nicht zum Sich-Selbst-Überlassen-Sein wird.

STADT. LAND. SELBER MACHEN.

Julian Petrin
Urbanist

Selbst ist der Bürger: Während die Unzufriedenheit vieler Bürger mit den Ergebnissen und dem Ablauf planerischer Prozesse immer lauter wird, machen sich in vielen Städten Menschen auf, ihre Umgebung selber zu gestalten. Könnte diese Praxis des ‚Stadtmachens‘ nicht gerade auch dort das Zusammenleben stabilisieren, wo Abwanderung das Gemeinwesen und die gemeinschaftlichen Güter bedroht, zum Beispiel in mancher ländlichen Kleinstadt Thüringens? Ist das Selbermachen nicht ohnehin eine tief im ländlichen Raum verwurzelte Praxis, die nur neu entfacht werden muss?

Das Phänomen des Stadtmachens

Aus politikkultureller Sicht erscheint es auf den ersten Blick hoffnungsvoll, was sich in vielen Städten Deutschlands beobachten lässt: Menschen wollen ihre Umgebung aktiv mitgestalten, warten nicht mehr, bis sie eingeladen werden, sondern legen selber los, mitunter im Konflikt mit den althergebrachten ‚Machern‘ der Stadt, mitunter auch in echter Kooperation. Es wird nicht mehr hingegenommen, was vorgesetzt wird, die scheinbar unverrückbaren Gesetzmäßigkeiten der Stadtentwicklung werden hinterfragt. Und wenn der Staat sich nicht bewegt, wird selber gemacht: die Straße bepflanzte, der Fahrradweg auf die Straße gemalt, die Brache bespielt, das Haus besetzt, die Nachbarschaft mit Gegenmacht vor Gentrifizierung beschützt oder die ganze Stadt mit ausgereiften Konzepten weitergedacht. Angesichts der Dichte und Vielfalt zivilgesellschaftlicher Aktivitäten im Kontext von Stadtentwicklungsprozessen¹ und der immer größeren Anzahl Community-getriebener Projektentwicklungen wie der Kalkbreite in Zürich oder dem Berliner Holzmarkt erscheint es überholt, von Politikverdrossenheit zu sprechen. Und dennoch sind die neuen Aktivismen ein Alarm-signal für den Zustand der politischen Kultur. Sie sind Symptom eines Rückzugs immer weiterer Teile der Gesellschaft aus dem repräsentativen Demokratiemodus. Politik ist nicht Out, im Gegenteil. Wohl aber herrscht eine Politik-Betriebsverdrossenheit nach dem Motto: nicht das Stück ist schlecht, wohl aber die Aufführung. Die Schlussfolgerung der ‚Generation Stadtmacher‘: Wir spielen jetzt mal selbst.

¹ Rauterberg, Hanno (2013): Wir sind die Stadt. Urbanes Leben in der Digitalmoderne. Frankfurt.

Eingebettet ist dieses Phänomen in einen Strom eher unpolitischer medialer Aufmerksamkeit, der sowohl das Selbermachen wie die Urbanität als Lebensstile feiert. Die Renaissance der Stadt, die sich als zählbares Phänomen seit etwa 15 Jahren in Europa beobachten lässt, ist längst zur medialen Groß Erzählung geworden. Kaum eine globale Marke, die ihre Zielgruppe nicht als urban beschreibt. Sprechen wir über Kultur, reden wir über urbane Kultur, sprechen wir über die kreative Klasse als Motor der Wissensgesellschaft, verorten wir diese selbstverständlich in der Stadt. Der ländliche Raum ist in dieser Erzählung kaum mehr als romantisierte Fluchtwelt für gestresste Hipster, Outdoor-Trainingsgelände mit der gerade noch richtigen Dosis Wildnis – oder pure Ödnis, Ort des Decline. Und er ist eine wichtige Quelle für den zweiten Großtrend, der sich im Stadtmachertum kristallisiert: das Selbermachen, dessen Praktiken wie das Gärtnern, Bauen oder das Einmachen vielfach auf die Selbstversorgungskultur ländlicher Räume verweisen.

Womit wir bei der Kernfrage dieses Textes wären: Ist das Stadtmachen ein großstädtisches Phänomen, das sich zwar aus ruralen Praktiken speist, aber letztlich den kulturellen Nährboden der Stadt braucht? Oder kann es auch ein strategisch eingesetztes ‚Landmachen‘ geben, das wie das Stadtmachen zivilgesellschaftliche Kräfte mobilisiert und neue räumliche Qualitäten schafft, die durch staatliche Planung nie entstehen würden? Gerade in stagnierenden ländlichen Regionen, in denen sich der Staat aus mancher Leistung zurückzieht, könnte das eine echte Perspektive sein, die Menschen zum Bleiben motiviert.

Unzufriedenheit, Entfremdung, Vernetzung: die Treiber für das Stadtmachen finden sich auch auf dem Land

Die Grundzutaten für das Phänomen des Selbermachens von Orten und Räumen sind auf dem Land wie in der Stadt dieselben, wenn sie auch in unterschiedlichen Facettierungen daherkommen.

Die eingangs beschriebene planungspolitische Unzufriedenheit ist weder an die Stadt noch an das Land gebunden. Sie ist eher an die lokale Geschichte politischer Erfahrungen gebunden, an die Anzahl politischer Enttäuschungen und Verwundungen, die das politische Klima eines Ortes, einer Region prägen. So aufgeheizt das politische Klima in mancher Großstadt scheint, so vergiftet kann es in der Kleinstadt sein. Denn was Stadt an purer Zahl potenzieller Konflikte durch Polarität und Dichte bereit hält, wird durch das Phänomen der Nähe in der Kleinstadt wettgemacht: Hier kann man sich nicht aus dem Weg gehen – aus einer politischen Unzufriedenheit wird hier schnell eine persönliche.

Ebensowenig ist die nächste grundlegende Triebkraft des Stadtmachens an die Stadt gebunden: der Wunsch nach Rückgewinnung des Nahbereichs in einer als immer schneller empfundenen Welt.² Viele Stadtmacher-Praktiken lassen sich als Re-Territorialisierung lesen, als Versuch, Kontrolle über kleine Bereiche des Alltags zurück zu gewinnen – ob in Form einer selber gebauten Immobilie, eines Stück Gartens oder eines gemeinsam gestalteten Platzes, den man den ‚fremden‘ Gestaltungsmächten abtrotzt. Sie sind Mittel zum Wiederherstellen jener Gemeinschaftlichkeit, die in den durchgetakteten Alltagsabläufen vieler verloren gegangen ist. Auch wenn das Landleben noch immer vordergründig als entschleunigt gilt, so ist es kaum

² Rosa, Hartmut (2013): Beschleunigung und Entfremdung: Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit. Frankfurt



der Entfremdung und Beschleunigung entzogen, die als Folge der Digitalisierung und Ökonomisierung der Lebenswelt beschrieben werden. Weiter ab vom hektischen Geschehen der Stadt zu wohnen bedeutet mitunter sogar eine gesteigerte Komplexität des Alltags – wenn die Angebote der Kinderbetreuung nicht ausreichen, die Wege weit sind und das Pendeln einen guten Teil der Zeit in Anspruch nimmt. Das Zeitregime der Wissensgesellschaft hat längst die hintersten Winkel des Landes erobert.

Womit wir bei einem dritten Treiber des Stadtmachens sind: der Vernetzung der Gesellschaft. Ob es um das Teilen von nachbarschaftlichen Geräten geht, das Organisieren einer ‚Critical Mass‘, die Kampagne gegen ein Bauprojekt – viele Praktiken des Stadtmachens wurden in ihrer Breitenwirkung erst durch die informationelle Vernetzung der Aktivisten möglich. Das Netz hat den urbanen Raum nicht vernichtet, wie manche noch vor 15, 20 Jahren befürchteten, es hat ihn gestärkt und neu in Wert gesetzt. Und auch für den ländlichen Raum hält die digitale Vernetzung ihr Versprechen bereit: Was auf der einen Seite die Entfremdung fördert, bindet auf der anderen Seite an die Welt an. Die Abseitsstellung des Ländlichen ist – eine Anbindung an die Kommunikationsinfrastruktur vorausgesetzt – zumindest theoretisch aufgehoben. Müsste sich auf der Grundlage einer guten informationellen Vernetzung nicht auch das Landmachen fördern lassen? Dies würde zumindest einen klaren Auftrag an die entsprechenden Infrastrukturgeber bedeuten.

Das Selbermachen ist eine ländliche Tradition – aber verschüttet?

Bei Lichte besehen, erscheint es fast absurd, die Praktiken des Stadtmachens aufs Land bringen zu wollen. Das Selbermachen ist Teil der DNA des ländlichen Raums – es ist eher das Land, das die Bewohner der Stadt das Selbermachen lehrt. Auf den Zusammenhang zwischen dem urbanen Selbermachen und den Praktiken der ruralen Selbstversorgung habe ich bereits hingewiesen. Ist nicht das Besetzen von Parklücken beim ‚Parking Day‘ eine Art ‚Claiming Land‘ im Mikroformat? Sind eine Zürcher Kalkbreite oder ein Berliner Holzmarkt nicht der Versuch, das Dorf in der Stadt nachzubauen? Sind nicht die Bauern, die gemeinsam seit Jahrzehnten ihre Landmaschinen nutzen, die wahren Begründer der Sharing Economy? Schon einmal in den vergangenen 120 Jahren hat die Stadt vom Land gelernt. In der Zeit nach der sprunghaften Industrialisierung der Städte Europas versuchte die Gartenstadtbewegung, die Selbstversorgungstradition des Landes in die Stadt zu holen, so wie kurze Zeit später die Schrebergärten. Teilen statt besitzen, das Dorf in der Stadt, urbane Landwirtschaft: Wenn einige der Blaupausen für Praktiken des Stadtmachens auf ländliche Traditionen verweisen, warum sollte es dann notwendig sein, das Selbermachen auf dem Land neu anzufachen? Gibt es nicht eine vitale Praxis des Landmachens, für dessen weniger schillernde Phänomene der Blick des Städters einfach nur zu oberflächlich ist? Es wäre aus urbanistischer Sicht sinnvoll, das zu untersuchen. Die Beobachtung ist indes eine andere: Vielerorts sieht es so aus, als wäre dem ländlichen Raum die ureigene Fähigkeit des ‚Machens‘ abhanden gekommen. Das ‚Land‘ abseits der touristischen Boomregionen erscheint erschöpft, nur an wenigen Orten können sich sichtbare Aktivitäten gegen den Bedeutungsverlust stemmen. Mal sind es die ‚guten Fürsten‘ in Form vermögender Industrieller, die die Heimatregionen ihrer Hidden Champions hegen, mal sind es versprengte Stadtflüchtlinge, die auf dem Land neue Entfaltungsräume suchen und ihre urbanen Praktiken in den ländlichen Raum mitnehmen. Was, wenn die Muster der fordistischen Stadt des 20. Jahrhunderts den Machergeist des ländlichen Raums verschüttet hätten? Die von der IBA Thüringen formulierte These des ‚Stadtlands‘ würde auf bittere Weise bestätigt. Und es wäre höchste Zeit, die Tradition des Machens wieder anzufachen.

Ist das Selbermachen eine Kapitulation vor der Daseinsvorsorge?

Schnell ist man geneigt, das Selbermachen als Lösung zu nennen, wo andere Rezepte ins Leere laufen: dort, wo der Staat Infrastrukturen nicht mehr aufrecht erhalten kann, wo mit den Menschen die Angebote wegziehen, die Läden, die Ärzte, die Betriebe, die Kultur. Wäre das nicht eine offene Kapitulation vor der Aufgabe, die Daseinsvorsorge auch in stagnierenden Regionen staatlich zu organisieren? Längst ist der Grundpfeiler der deutschen Raumordnung, die Garantie gleicher Lebensbedingungen an allen Orten Deutschlands, erodiert. Bahnen werden stillgelegt, Arztversorgung ‚zentralisiert‘, Schulen verlagert oder geschlossen. Könnte das strategische Anfachen eines ‚Stadtlandmachens‘ dem weiteren Rückzug der Daseinsvorsorge aus der Fläche in die Hände spielen? Denn das würde aus dem Selbermachen ein Sich-Selbst-Überlassen-Sein machen. Und am Ende hätte der Markt auch das Selbermachen, das eigentlich der Marktbegrenzung dienen könnte, für sich vereinnahmt. Das sollte ausgeschlossen werden. Also, liebe Stadtlandmacher: bei allem Vernetzen und Ermöglichen nicht die Autobahnen vergessen.

TRANSFORMATION BY DESIGN.¹

Prof. Dr. Harald Welzer
Soziologe

Die Zukunft war für die westlichen Gesellschaften noch bis vor etwa drei, vier Jahrzehnten ein offener Möglichkeitsraum, den Wissenschaft, technischer Fortschritt, Demokratie und soziale Marktwirtschaft stetig weiter erschließen und dabei die Lebensverhältnisse der Menschen schnell und umfassend verbessern würden. Diese Auffassung von einem entschlossen voranschreitenden Fortschritt sucht man heute in den sogenannten früh-industrialisierten Ländern vergeblich. Obwohl sich die Konsumzone beständig ausgeweitet hat, die Kaufkraft rasant gewachsen ist und in Westeuropa seit Jahrzehnten Frieden herrscht, sind Zukunft und ihre Gestaltung keine Kategorie des Politischen mehr. Stattdessen haben sich ‚internationaler Wettbewerb‘, ‚Wachstum‘ und unerbittliche ‚Marktgesetze‘ an ihre Stelle gesetzt und eine Kultur der schieren Gegenwärtigkeit etabliert.

Dass heute mehr von ‚Innovationen‘ die Rede ist als je zuvor, ist ein sicheres Zeichen dafür, dass eine Kultur ein tiefgreifendes Problem damit hat, sich zu erneuern. Das ist so wie mit der ‚Nachhaltigkeit‘ – je mehr man über etwas redet, desto weniger ist es gegeben. Umgekehrt: Über das, was selbstverständlich ist, wird in Gesellschaften nicht gesprochen – insofern steht die ständige Betonung von etwas in umgekehrt proportionalem Verhältnis zu seinem faktischen Vorhandensein. Als noch kaum jemand über ‚Nachhaltigkeit‘ oder ‚Innovationen‘ gesprochen hat, wie etwa in den westlichen Gesellschaften der 1960er Jahre, lebte man hinsichtlich Material- und Energieverbrauch erheblich nachhaltiger als heute, und zugleich herrschte nicht das Gefühl vor, man existiere in einer unendlich gedehnten Gegenwart, die außer neuen Produkten keine Neuerungen mehr bereithalten würde. Immerhin flog man zu dieser Zeit zum Mond, öffnete die Bildungslandschaft und sorgte dafür, dass auch Kinder aus benachteiligten sozialen Schichten studieren konnten. Um nur über zwei von unendlich vielen Fortschritten jener Zeit zu sprechen.

‚Fortschritt‘ bezeichnet eine kulturell gerichtete Neuerung, die auf eine Verbesserung von Lebensbedingungen zielt, im Unterschied zur ‚Innovation‘,

¹ Bei diesem Text handelt es sich um einen überarbeiteten Auszug aus dem Buch ‚Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne‘ von Bernd Sommer und mir, das 2014 im oekom-Verlag München erschienen ist.

die ja nichts bedeutet als den trivialen Sachverhalt, dass ein neues Produkt oder eine Praxis in irgendeiner Weise anders ist als das bzw. die alte. Ob es besser ist, ob das alte überhaupt erneuerungsbedürftig war, ob man das eine oder das andere überhaupt braucht: das ist einer selbstgenügsamen Innovationskultur gleichgültig. Ihr genügt die Oberflächenveränderung, um die Wachstumswirtschaft weiter in Schwung zu halten und davon abzulenken, dass die zugrundeliegenden Produktions- und Reproduktionsverhältnisse nicht zukunftsfähig sind, weil sie auf Grundlagen basieren, die sie mit immer größerer Geschwindigkeit zerstören.

Die zukunftsvergessene und innovationsversessene Kultur des unbegrenzten Wachsens und Konsumierens ist ein Endzeitphänomen. Eine Gesellschaft, die über ihren Fortbestand angesichts sich dramatisch verändernder Umweltbedingungen nicht nachdenkt, kann nicht fortbestehen. Das heißt: sie wird unter großen menschlichen Kosten peu à peu desintegrieren und im Verlauf dieses Zerfalls ihre Fähigkeit, sich selbst zu transformieren, immer weiter einbüßen. Oder sie wird sich kulturell und sozial neu erfinden, und als eine andere, transformierte überleben.

Dabei geht es nicht um eine ‚Große Transformation‘, die sich zeitgleich im globalen Maßstab vollzieht, sondern um eine Kombinatorik unterschiedlichster Technologien, politischer Interventionen und sozialer Praktiken, die sich bewährt haben mit solchen, die gebraucht werden, um ein zivilisiertes – also demokratisches, freies, sicheres, gesundes, gebildetes – Leben bei einem drastisch verringerten Naturverbrauch führen zu können. Das Projekt einer ‚reduktiven Moderne‘, das damit angesprochen ist, ist tatsächlich neu: denn bislang lösen moderne Gesellschaften ihre Probleme mit stetiger Aufwandserhöhung – der Ausdifferenzierung in neue Subsysteme und Expertenfunktionen – nicht mit Reduktion. Daher gibt es keinen Masterplan dafür, wie sich Gesellschaften unseres Typs in eine reduktive Richtung transformieren können. Daher könnte man sogar sagen: Die Kultur der Masterpläne gehört noch der expansiven Moderne an. Da wir heute nicht wissen, wie eine reduktive Moderne aussehen kann und wird, machen wir keine Pläne, sondern wir suchen: nach sozialen und gestalterischen Strategien, die uns helfen, den zivilisatorischen Standard ohne Wachstum, Hyperkonsum und exzessiven Naturverbrauch zu bewahren. Dass dafür nicht eine Transformation im Singular nötig ist, sondern sehr viele sehr unterschiedliche Transformationen erforderlich sind, scheint evident.

Die bisherige Entwicklung moderner Gesellschaften ist grundsätzlich durch eine expansive Dynamik gekennzeichnet – und zwar nach innen wie nach außen. Die Expansionsbewegung ‚nach außen‘ bedarf vor dem Hintergrund von Kolonialisierung sowie anhaltender Globalisierung des Wirtschafts- und Kulturmodells, das vor etwa 250 Jahren in Europa und Nordamerika seinen Ausgang nahm, kaum der weiteren Erläuterung. Aber auch ‚nach innen‘ zeichnen sich diese Gesellschaften durch ungeheure Zuwachsraten in der Güterproduktion- und Konsumtion, damit einhergehend beim Ressourcen- und Energieverbrauch, aus.

Eine unheilvolle Allianz aus gewachsener Kaufkraft, billiger Transportkapazität, externalisierten Umweltkosten, beständig verkürzten Produktzyklen und hyperkonsumistischer Alltagskultur hat etwa dazu geführt, dass sich der Konsum von Textilien je Dekade verdoppelt, ebenso wie der von Möbeln, Nahrungsmitteln etc. Während man vor fünfzig Jahren in Deutschland durchschnittlich 42 Tage arbeiten musste, um sich ein Fern-

sehgerät anzuschaffen, sind es heute gerade noch vier; für den Kauf eines Schweinekoteletts musste man zweieinhalb Stunden arbeiten, heute noch eine halbe. Die aufzuwendende Arbeitszeit für den Kauf eines Brotes hat sich halbiert, ebenso wie für den Liter Benzin. Für ein Hähnchen oder ein Stück Butter genügt heute ein Zehntel der Arbeitszeit von 1960². In dieser radikal gesteigerten allgemeinen Kaufkraft infolge immenser Produktivitätssteigerungen liegt begründet, weshalb die Menschen heute weitaus mehr Mittel zum Konsum von immer mehr Dingen zur Verfügung haben, und weshalb gleichzeitig alles nur noch so wenig wert ist, dass es so bald als möglich durch das nächste Modell ersetzt wird.

Die Flächenversiegelung schreitet allein in Deutschland mit täglich 70 Hektar genauso voran wie die Autos immer größer, die Fernreisen immer zahlreicher und die Wohnflächen immer größer werden. In einer Kultur, die ihre Wertepreferenz darin hat, von allem immer mehr permanent verfügbar zu haben, übersetzt sich jeder Effizienzgewinn in einen Rebound, also in den konsumistischen Einsatz der eingesparten Energie-, Material- oder Geldmenge in ein weiteres Gerät, eine zusätzliche Reise, ein größeres Auto. Eine Wirtschaft, die wesentlich auf der Generierung von Mehrwert durch Produktivitätssteigerung und Marktexpansion beruht, lässt systematisch auch gar nichts anderes zu. Sie hat funktional ganz einfach keine Grenze und kann nicht innehalten, bis, wie Max Weber vor einem Jahrhundert formuliert hat, „der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist“. Ein solches System kommt erst zum Innehalten, wenn es keinen Treibstoff mehr hat. Bis dahin aber wächst sein Zerstörungspotential kontinuierlich an.

Vor diesem Hintergrund zeichnet sich eine Problemstellung ab, die paradoxe Züge trägt: Die zunehmende Zerstörung von Naturressourcen und damit heutiger und künftiger Überlebensvoraussetzungen erfolgt für einen Hyperkonsum, der das Glück keineswegs erhöht, sondern eher Leiden verursacht – Konsumstress, Freizeitstress, Zeitnot, Burn-Out, Fettleibigkeit sind da einschlägige Stichworte. Die zugrunde liegende Ökonomie des Wachstums sorgt also nicht nur für eine beständige Erhöhung der verarbeiteten und gekauften Mengen, sondern auch dafür, dass diese Erhöhung lebenspraktisch immer mehr zur Belastung wird. Die wachsende Zerstörung erzeugt wachsendes Unglück. Die Umkehrung der Richtung von ‚mehr‘ auf ‚weniger‘ scheint daher sinnvoll, um es zurückhaltend zu formulieren.

Die Entwicklung einer Heuristik des Weniger im Kontext moderner Gesellschaften ist vor allem deshalb notwendig, weil alle erfolgreichen Schritte in Richtung einer ‚Ergrünung‘ der kapitalistischen Gesellschaften nichts daran geändert haben, dass seit Jahrzehnten nahezu jedes Jahr einen neuen Rekord im Verbrauch von Energie und Rohstoffen brachte genauso wie in der Produktion von Müll und Emissionen. Ein auf Expansion angelegtes Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell scheint weder durch Bewusstseinsveränderungen noch durch Effizienzgewinne die grundlegende Entwicklungsrichtung korrigieren zu können. Empirisch kann man das daran belegen, dass in den mehr als vier Jahrzehnten seit dem Erscheinen der ‚Grenzen des Wachstums‘ sich zwar eine Fülle von Werthaltungen, Lebensstilen, Gesetzen und politischen Präferenzen verändert haben, aber weder eine einzelne noch die Summe dieser Veränderungen dazu geführt hat, dass die naturzerstörerische Steigerungslogik selbst unterbrochen worden wäre. Lediglich punktuell konnten einzelne Sektoren und Regionen ‚ergrünen‘; doch gelang dies vor allem durch die Verlagerung der besonders ressourcen- und emissionsintensiven Industrien in andere Weltteile, in denen seither die Umweltkrisen umso virulenter sind.

Es kommt also darauf an, nach Ausgängen aus jenem Korridor zu suchen, der die Zivilisierungsrichtung umdreht und Demokratie, Staatlichkeit, Freiheit sukzessive mehr unter Stress geraten lässt. Allerdings finden sich solche Ausgänge nicht leicht, sind doch nicht nur unsere äußeren Lebens- und Überlebensbedingungen, die Infrastrukturen und Institutionen durch das expansive Kulturmodell geprägt, sondern auch die Innenwelten, also die ‚mentalen Infrastrukturen‘, Wahrnehmungsweisen, Gewohnheiten, Routinen, Problemlösungsstrategien, Selbstbilder. „Den Wahn“, so lautet ein Diktum Sigmund Freuds, „erkennt natürlich niemals, wer ihn selbst noch teilt“. Wenn man sich ansieht, wie sehr die Ökologiebewegung und ihre Institutionen – von Forschungsinstituten über Nichtregierungsorganisationen bis zu Parteien – sich sukzessive der expansiven Mainstreamkultur affirmiert haben und fast noch begeisterter von Ressourceneffizienz und (grünem) Wachstum sprechen als Wirtschaftsliberale, wird offenkundig, dass der ökonomischen Geschmeidigkeit des Kapitalismus durchaus auch eine politische entspricht: Wie dieses Wirtschaftssystem jede Gegenbewegung von der erneuerbaren Energieerzeugung bis zur share-economy inkorporieren kann, so adoptiert sie das gedankliche Inventar grüner Strategien zur Verbesserung der Welt und verwandelt sie in Modernisierungsinfusionen. No way out also?





Das kommt auf einen weiteren Versuch an. Ein solcher Versuch sollte aber nicht von der Vorstellung getragen sein, es könne gleich eine ‚Große Transformation‘ gelingen oder es gelte, Masterpläne zu entwerfen, die dann in den kommenden Jahrzehnten akribisch umzusetzen sind. Denn ‚neue‘ Verhältnisse, das hat noch jeder tiefgreifende soziale Wandel gezeigt – sind im besten Fall Amalgamierungen von neuen Ordnungstypen und bestehenden Traditionen und Infrastrukturen unterschiedlichster Art. Gesellschaftliche Entwicklungsprozesse sind grundlegend durch Nicht-Linearität und Eigendynamik gekennzeichnet, die – insbesondere in hochkomplexen, modernen Gesellschaften – den Intentionen der Handelnden regelmäßig zuwiderläuft oder paradoxe Effekte zeitigt. Deshalb ist es angemessener, von segmentären Transformationen unterschiedlicher Art und Wirkung auszugehen, was – wie später noch gezeigt wird – auch politisch angeraten ist.

Zu Berücksichtigung ist bei der Forderung nach einer ‚Großen Transformation‘ zudem, dass es sich beim zu Transformierenden ja nicht um einem fixen, stabilen Zustand handelt – mit dem fertigen Produkt eines historischen Prozesses gewissermaßen. Wenn man die seit Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelnde und sich seither in unterschiedlichen Dynamisierungsschüben über den ganzen Globus ausbreitende kapitalistische Wachstumswirtschaft betrachtet, wird man feststellen, dass die vor 250 Jahren eingeleitete Transformation, nämlich die kapitalistische Formierung aller Lebensbereiche, noch im vollen Gang ist: Globalisierung, Vereinheitlichung der Lebens- und Konsumformen, Individualisierung, fortschreitender Naturverbrauch, Ökonomisierung aller Daseinsbereiche, wirtschaftliche Monopolbildungen, geopolitische Refigurationen, alles das ist nicht abgeschlossen, sondern findet aktuell sogar in intensivierter Dynamik statt. Dieser Befund gilt auch bzw. gerade, wenn man den Begriff der ‚Großen Transformation‘ in Anlehnung an Karl Polanyi verwendet. Denn die von ihm konstatierte und beklagte ‚Entbettung‘ der Marktprozesse aus übergeordneten gesellschaftlichen Bezügen findet in der Gegenwart eine intensive Fortsetzung.

Das Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell, das insbesondere im Zuge seiner Globalisierung verhängnisvoll zu werden droht, hat nicht nur zu einem historisch ganz unvergleichlichen allgemeinen Wohlstandsniveau geführt, sondern auch zu nicht-materiellen Standards von Zivilisierung, die moderne Gesellschaften heute für unhintergebar halten: Freiheit, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Bildungs-, Gesundheits- und Sozialversorgung. Wenn man also die Frage nach notwendigen Transformationen in Wirtschaft und Gesellschaft stellt, geht es um nichts Geringeres als um die Frage, ob sich der zivilisatorische Standard, den die Menschen in den frühindustrialisierten Gesellschaften erreicht haben, bewahren lässt oder nicht. Politisch übersetzt sich das in die Frage, ob man die unter den gegenwärtigen Bedingungen gegebenen Möglichkeiten der Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft proaktiv nutzt, oder ob man sich passiv einem Prozess überantwortet, in dem die Handlungsmöglichkeiten unter zunehmendem Stress immer geringer werden, in dem sich das Primat der Ökonomie immer noch weiter zur Geltung bringen kann und der schließlich zu einer Entzivilisierung führen kann, die den Stärkeren mehr Rechte und Überlebenschancen einräumt als den Schwächeren.

Die zugrunde zu legende pragmatische Haltung lässt sich mit Mathis Wackernagel, dem Präsidenten des Global Footprint Network, sehr einfach charakterisieren: Verändern werden sich unsere Gesellschaften vor dem Hintergrund ihres nicht-nachhaltigen Stoffwechsels mit der außermenschlichen Natur auf jeden Fall; die Frage ist nur, ob by design or by disaster.



REFERENTEN



Dr.
Kenneth Anders

geboren 1969 in Naumburg/Saale, von 1989–1996 Studium der Kulturwissenschaften, Soziologie und Philosophie in Leipzig und Berlin, 1999 Dissertation zu einem kulturgeschichtlichen Thema. Anschließend Arbeit als freier Journalist, seit 2000 sozialwissenschaftliche Umweltforschung in verschiedenen Forschungsverbänden des BMBF. 2004 Gründung des Büros für Landschaftskommunikation mit Lars Fischer, zeitgleich Entwicklung des Oderbruchpavillons als Landschaftswerkstatt für Regionalentwicklung mit Schnittmengen zu Kultur, Planung und Wissenschaft. 2011 Gründung des Aufland Verlages, außerdem als Autor und Sprecher tätig.



Dr.
Stefan Carsten

geboren 1973 in Lissabon/Portugal, studierte Geographie, Betriebswirtschaftslehre und Kartographie in Berlin und Waterloo (Kanada) und promovierte mit dem Thema ‚Zukunftsfähige Entwicklung von Stadtregionen‘. Von 1997 bis 2013 war er Projektleiter in der Zukunfts- und Umfeldforschung der Daimler AG in Berlin. Von 2008 bis 2014 war er Gastprofessor an der HBK Braunschweig. Seit 2011 arbeitet er mit dem Büro raumtaktik – office from a better future. Er ist Mitglied des Expertenbeirats des ExWoSt-Forschungsfeldes ‚Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen‘. Als Zukunftsforscher und Stadtgeograf kombiniert er in seiner Arbeit die Themenfelder Zukunft, Stadt und Mobilität. Die Zukunft ist dabei sowohl Perspektive als auch Methode, um gegenwärtige Stadt-, Mobilitäts- und Lebenswelten zu hinterfragen und aufzudecken.



Prof. Dr.-Ing.
Karl Beucke

geboren 1951. Studium Konstruktiver Ingenieurbau mit Vertiefung in der Fachrichtung Baustatik. 1982–1993 Tätigkeit bei HOCHTIEF, später als Gründungsgeschäftsführer bei der Hochtief Software GmbH und Leiter der CAD-Entwicklung. Seit 1995 Universitätsprofessor für Informatik im Bauwesen an der Bauhaus-Universität Weimar. Seit 2011 Rektor der Bauhaus-Universität Weimar. 2012–2014 Vorsitzender der Landesrektoren-konferenz Thüringen. Seit 2013 Vorsitzender des Fachbeirats der IBA Thüringen. Prof. Dr. Beucke arbeitet in der Kommunikation im Bauplanungs- und Bauausführungsprozess, sowie netzverteilter Zusammenarbeit im Bauwesen und Bauprozessmodellierung.



Dr.
Marta Doehler-Behzadi

geboren 1957. Dr. Marta Doehler-Behzadi leitet die IBA Thüringen GmbH seit 1. Mai 2014 als Geschäftsführerin. Nach ihrem Studium für Stadtplanung an der Hochschule für Architektur und Bauwesen (HAB) Weimar und anschließendem Forschungsstudium arbeitete sie seit 1984 zunächst mehrere Jahre für den Chefarchitekten der Stadt Leipzig. Anschließend war sie als freiberufliche Stadtplanerin in Leipzig tätig. Von 2007 bis 2014 leitete sie das Referat Baukultur und Städtebaulicher Denkmalschutz im Bundesbauministerium. In dieser Funktion betreute sie in den vergangenen Jahren auch das bundesweite Netzwerk von IBA Akteuren.



Theo Deutinger

geboren 1971. Theo Deutinger ist Architekt und Urbanist. Seine Arbeit kennzeichnet sich durch die Verknüpfung von Architektur und Städtebau mit strategischer Planung und konzeptuellem Denken. Er führt das Büro TD, das sich mit Projekten in allen Maßstabebenen auseinandersetzt, welche regelmäßig in Magazinen wie Mark, Wired und Domus publiziert werden. Bekannte theoretische Abhandlungen über Architektur, Stadt und Gesellschaft sind ‚Audi, Adi, Aldi‘, ‚Firewall‘ und ‚European Central Park‘ sowie die Texte im Buch ‚Help Me I Am Blind‘, das Theo Deutinger gemeinsam mit Heidi Specker herausgegeben hat. Seine Arbeiten wurden mehrfach ausgestellt wie zum Beispiel in Archilab (Orleans, 2008), der Design Biennale Kwangju (Korea, 2011) und der 14. Architektur Biennale in Venedig (Italien, 2014). Theo Deutinger unterrichtete unter anderem am Strelka Institut in Moskau, am Bauhaus in Dessau und an der Harvard GSD in Cambridge.



Prof. Dr.
Gundolf S. Freyermuth

geboren 1955. Gründungsdirektor des Cologne Game Lab an der Technischen Hochschule Köln; dort Professor für Media and Game Studies; außerdem Associate Professor für Comparative Media Studies an der ifs internationale filmschule köln. Forschungsschwerpunkt: kulturelle und mediale Konsequenzen der Digitalisierung. Mitherausgeber der Schriftenreihe ‚Bild und Bit. Studien zur digitalen Medienkultur‘; Autor von 14 Fachbüchern und Romanen; zuletzt erschienen: ‚Games|Games Design|Game Studies. Eine Einführung.‘ (Bielefeld: transcript 2015). www.freyermuth.com



Thomas Gröbly

geboren 1958. Ausbildung zum Landwirt, 1984–96 Abitur und Studium der evangelischen Theologie, inklusive Master in Angewandter Ethik. Seit 2000 Dozent für Ethik und Nachhaltigkeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW und anderen Hochschulen. Freischaffender Projektentwickler und Buchautor. Gründungs- und Vorstandsmitglied des Vereins Neustart Schweiz und Inhaber des Ethik-Labors in Baden/Schweiz.



Gabriele Kautz

geboren 1970 in Warendorf (Westf.). Studium Dipl. Sportwissenschaften und Germanistik in Köln und Bonn. 1992/1993 Auslandsaufenthalt in Lateinamerika. 1996–2000 PR- und Öffentlichkeitsarbeit Europäische Kommission. 2000–2009 Pressesprecherin im Bundesinnen- und Bundesverkehrsministerium. 2009 bis 2012 Botschaft Peking, Botschaftsrätin für das Ressort Verkehr, Bau und Stadtentwicklung. 2012–2014 Stellvertretende Leiterin des Referats Elektromobilität im BMVBS/BMVI. Seit März 2015 Leiterin des Referats Baukultur und Städtebaulicher Denkmalschutz im BMUB.



Christian Holl

Christian Holl ist freier Architekturkritiker und Publizist. Zwei Jahre Kunst- und Germanistikstudium, dann Architekturstudium in Aachen, Florenz und Stuttgart, Abschluss Diplom. Von 1997–2004 Redakteur der db deutsche bauzeitung. 2004 Gründung von freio4 publizistik mit Dr. Ursula Baus und Klaus Siegele. Seit Oktober 2004 freier Autor und Partner von freio4 publizistik, Stuttgart. 2005–2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart, Fachgebiet ORL, Prof. Dr. Johann Jessen. Buchveröffentlichungen, zahlreiche Beiträge in Büchern, Fachzeitschriften und Tageszeitungen. Lehraufträge und Forschungstätigkeit in Darmstadt, Stuttgart, Wuppertal und Kaiserslautern. Seit 2007 Kurator und Mitglied im Ausstellungsausschuss der architektur-galerie am weißenhof. 2007–2013 Redakteur des Internetmagazins von www.german-architects.com. Seit 2010 Geschäftsführer des BDA Hessen.



Prof.
Olaf Langlotz

geboren 1956. Studium Bauingenieurwesen an der an der Hochschule für Architektur und Bauwesen (HAB) Weimar. Bis 1986 wissenschaftlicher Assistent an der HAB. 1991 bis 2003 Abteilungsleiter für Bauwesen im Thüringer Landesverwaltungsamt. Seit 2003 Abteilungsleiter für Wohnungs- und Städtebau, staatlicher Hochbau im Thüringer Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft (TMIL). 2010/11 verantwortlich für Machbarkeitsstudie und Gründungsphase der IBA Thüringen. Honorarprofessor für Landesplanung an der Bauhaus-Universität Weimar. Stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der IBA Thüringen. Mitglied in der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL).



Valentin Thurn

geboren 1963. Valentin Thurn ist Diplom-Geograph und wurde an der Deutschen Journalistenschule in München ausgebildet. 1993 gründete er die ‚International Federation of Environmental Journalists‘ (IFEJ), 2012 den ‚Foodsharing e.V.‘ und 2014 die Plattform ‚Taste of Heimat‘. Der Regisseur und Autor Valentin Thurn drehte über 40 Dokumentationen für Fernsehen und Kino. Sein bekanntester Kinofilm ‚Taste the Waste‘ war 2011 mit 130.000 Zuschauern einer der erfolgreichsten deutschen Dokumentarfilme. 2011 schrieb er das Buch ‚Die Essensvernichter‘, mit einer Auflage von 35.000 Exemplaren Spiegel-Bestseller. 2012 folgte das ‚Taste the Waste‘-Kochbuch, und 2013 drehte er ‚Die Essensretter‘, wieder zahlreiche internationale Preise, darunter den Econsense Journalistenpreis. Sein neuer Film ‚10 Milliarden – Wie werden wir alle satt‘ startete 2015 in den Kinos und wird von dem Buch ‚Harte Kost‘ begleitet.



Julian Petrin

geboren 1968. Julian Petrin ist Urbanist (Dipl.-Ing. Stadtplanung). Gründer des partizipativen Think Tanks Nexthamburg und des Stadtentwicklungsbüros urbanista. Autor des Buchs ‚Nexthamburg – Bürgervisionen für die Stadt‘, Vortragsredner und Diskutant zu Themen der urbanen Zukunft. Beratung von Kommunen und Akteuren bei der Entwicklung von Zukunftsstrategien und bei der Durchführung von Bürgerdialogen. 2013 bis 2015 Gastprofessur für Stadtmanagement an der Universität Kassel. Seit 2011 Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung(DASL), 2012 in den Konvent der Bundesstiftung Baukultur berufen, seit 2013 Mitglied im Expertenrat der Nationalen Plattform Zukunftsstadt.



Prof. Dr.
Harald Welzer

geboren 1958. Harald Welzer ist Soziologe und Sozialpsychologe. Mitbegründer und Direktor von ‚Futur Zwei. Stiftung Zukunftsfähigkeit‘, Professor für Transformationsdesign und -vermittlung an der Universität Flensburg, ständiger Gastprofessor für Sozialpsychologie an der Universität Sankt Gallen, Mitglied im Rat für nachhaltige Entwicklung der Bundesregierung sowie im Zukunftsrat des Landes Schleswig-Holstein. Die Bücher von Harald Welzer sind in 22 Sprachen übersetzt worden. Ein Ranking des Georg-Duttweiler-Instituts vom letzten Jahr zählt Welzer zu den 100 wichtigsten Vordenkern weltweit. Aktuelle Veröffentlichungen: ‚Selbstdenken. Eine Anleitung zum Widerstand.‘ Frankfurt/M.: Fischer 2013 und ‚Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne.‘ München: oekom 2014 (mit Bernd Sommer).

IMPRESSUM

Das IBA Forum STADTLAND wurde von der IBA Thüringen durchgeführt und war eine Veranstaltung im Rahmen des Netzwerks ‚IBA meets IBA‘. Die Veranstaltung wurde unterstützt durch das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit und das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung.

Internationale Bauausstellung
Thüringen GmbH
Gutenbergstraße 29a
99423 Weimar

Telefon +49 3643 90088-0
Telefax +49 3643 90088-29
info@iba-thueringen.de
www.iba-thueringen.de

Geschäftsführung:
Dr. Marta Doehler-Behzadi

Vorsitzende des Aufsichtsrates:
Birgit Keller
Thüringer Ministerin für
Infrastruktur und Landwirtschaft

Projektleitung:
Katja Fischer

Gestaltung und Satz:
Panatom

Texte (falls nicht anders vermerkt):
Dr. Marta Doehler-Behzadi,
Katja Fischer, Heiko Haberle

Illustrationen:
Rosa Linke, Stefan Kowalczyk

Fotos:
Thomas Müller (außer 89–95)

Copyright
IBA Thüringen GmbH, November
2015

